

### **3 Ein Plädoyer für kulturelle Hybridisierung**

Wie lassen sich die skizzierten Aussagen des Diskurses karibischer Autoren über Migration in europäische Metropolen nun verallgemeinern? Welche Konsequenzen im Verhältnis zu Europäern werden angeregt? Inwiefern bildet sich ein verändertes Selbstverständnis ab? Welche Möglichkeiten der Einstellung auf die Verhältnisse in den Metropolen werden entwickelt? Auf welche aktuellen Tendenzen der Gestaltung interkultureller Beziehungen konvergiert ihr vielstimmiger Diskurs?

In dem Versuch, aus dem dokumentierten Prozess von geschilderten Erfahrungen und den resultierenden Adaptionsstrategien generalisierend eine Theorie zu bilden, schließt sich der Analyse von Literatur eine stärker abstrahierende Auswertung der gewonnenen Erkenntnisse an. Zunächst wird es darum gehen, die empirischen Ergebnisse zusammenzufassen und insbesondere jene aus London mit denen aus Paris zu vergleichen, um das Resultat dann im Licht relevanter Untersuchungen anderer Fachgebiete sowie im Kontext der theoretischen Diskussion über kulturelle Diasporen und Globalisierung zu interpretieren, in der karibischer Perspektive spezielle Bedeutung zukommt.

#### **3.1 Zusammenfassung der Ergebnisse**

Sowohl London als auch Paris stehen als Metropolen ausgedehnter Kolonialreiche nach dem 2. Weltkrieg zunehmend im Fokus einer Migration von der Peripherie ins Zentrum. Vorher zog es allenfalls eine beschränkte Zahl von Angehörigen der kolonialen Elite in die Metropole, die auf Grund des vorherrschenden politischen Zentralismus zum Beispiel nur dort studieren konnten. Stimuliert von Anwerbung zur Beseitigung von Kriegsschäden und dem Arbeitskräftebedarf einer Wirtschaft im Aufschwung versuchte jedoch bald eine sprunghaft steigende Zahl von Migranten – vornehmlich aus weniger privilegierten Schichten – ihr Glück in europäischen Großstädten. Inzwischen sind

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

in beiden Städten karibische Minoritäten von rund einer halben Million Einwohnern fest verwurzelt. Damit sind sie bei weitem nicht die zahlreichste ethnische Minorität, stellen jedoch – nicht zuletzt auf Grund rassischer, aber zunehmend auch durch Betonung kultureller Differenz – einen markanten Teil der metropolitanen Bevölkerung.

Nach London wenden sich vor allem Bewohner der *British West Indies* (das heißt vor allem aus Jamaika, Trinidad, Guyana sowie zahlreichen kleineren Inseln). Ihr Zug in die Metropole erreichte schon in den 50er Jahren substanzielle Ausmaße und provozierte alsbald den Aufschrei bei der britischen Bevölkerung: „*Keep Britain white!*“. In der Folge erwiesen sich die Hoffnungen der Ankömmlinge auf „Heimkehr aus dem *Empire*“ als Illusion; denn von britischer Seite steht ihnen eine Einschätzung als unliebsame Eindringlinge entgegen, die sie in der Folge sogar zum „inneren Feind“ stempelte. Bereits ab den 60er Jahren erfährt das Recht auf Niederlassung in England für Bürger des *Commonwealth* Einschränkungen, die besonders den Zuzug Farbiger allmählich zum Erliegen bringen, einerseits durch schrittweise Entwertung des *Commonwealth*-Status, andererseits durch sukzessive Entlassung der *West Indies* in Unabhängigkeit. Entgegen der politischen Intention führte die Restriktion der Einwanderung jedoch dazu, dass Migranten, die ursprünglich nur temporär in England bleiben wollten, sich dauerhaft dort niederlassen, weil sie befürchten müssen, des Rechts auf Niederlassung in England verlustig zu gehen, wenn sie in die Karibik zurückkehren.

Nach Paris zieht es vor allem Bewohner der französischen Kolonien Martinique, Guadeloupe und Guyane, die 1946 als Überseedepartements nationalisiert wurden, statt sie in Unabhängigkeit zu entlassen. Im Unterschied zu einem schrittweise abgewerteten *Commonwealth*-Status stehen ihnen volle Bürgerrechte zu und ihrer Migration ins Zentrum somit keine legalen Hindernisse entgegen. Substanzielle Größenordnung erreichte sie jedoch erst im Laufe der 60er Jahre, als in London bereits die ersten Restriktionen wirksam wurden. Nicht unwesentlichen Anteil daran hatte die für Arbeitsmigration aus den Überseedepartements zuständige Behörde, BUMIDOM, die 20 Jahre lang Anwerbung vornehmlich gering qualifizierter Arbeitskräfte und ihre Vermittlung an französische Betriebe und Haushalte betrieb und diese erst zu Beginn der 80er Jahre im Zuge wirtschaftlicher Rezession einstellte. Inzwischen ist Paris zur größten urbanen Agglomeration von Antillanern geworden, einer „3. Insel“, zwischen der und den karibischen Überseedepartements ein reges Hin und Her zirkulärer Migration stattfindet.

## *Zusammenfassung der Ergebnisse*

Daneben sucht in Paris eine, wenn auch geringere Anzahl von Flüchtlingen aus dem ehemals französischen Haiti und dem kommunistischen Kuba Zuflucht vor den politischen Verhältnissen in ihrem Land. Ihre Affinität gründet sich eher auf das Image der Metropole als Hort demokratischer Freiheiten und eines universalistischen Selbstverständnisses, offen für alle, die französischer Kultur und republikanischem Geist zugetan sind, ohne Ansehen von Rasse oder Religion (was Paris traditionell zu einem globalen Treffpunkt von Künstlern und Intellektuellen macht). Doch die liberale Haltung Frankreichs der Immigration gegenüber wird unter dem Andrang aus Übersee ab Mitte der 70er Jahre allmählich restriktiver. Zwar kommt es nicht so schnell zu einer Überfremdungspanik wie in England, aber unter dem Eindruck wachsender sozialer Spannungen, besonders in den Pariser Vorstädten, in einigen von denen Außereuropäer sich mittlerweile in der Mehrheit finden, bilden sich auf französischer Seite wachsende Ressentiments gegen die als „feindliche Belagerungsringe“ wahrgenommene Multiplikation von nur bedingt assimilationsbereiten Migranten.

In beiden Metropolen kommt es seit den 80er Jahren verstärkt zu einer Polarisierung zwischen Einheimischen und Fremden, definiert durch Kultur und Hautfarbe. In kritischer Erwidern von Ausgrenzung und Rassismus verweigern besonders die in Europa aufgewachsenen Folgegenerationen der Einwanderer eine Integration zu ungleichen Bedingungen und betonen äußere Differenz durch Rekonstruktion einer ethnischen Identität, die sich karibischer, afrikanischer sowie afroamerikanischer Kulturelemente bedient.

### **3.1.1 Ein kontinuierlich anwachsender literarischer Diskurs**

Die Etablierung einer beträchtlichen karibischen Diaspora in Europa wird in der Literatur ausgiebig reflektiert. Von karibischen Schriftstellern werden Migration und damit verbundene Erfahrungen sowohl in Bezug auf London als auch auf Paris seit den 50er Jahren in zunehmender Häufigkeit aufgegriffen und unter vielfältigen Perspektiven behandelt. Mittlerweile ist ein reichhaltiger Diskurs entstanden, der sich im weiteren Sinn mit dem regen Hin- und Her zwischen Karibik und europäischen Metropolen sowie diversen daraus resultierenden Problemen befasst. – In Bezug auf London sind die Texte noch deutlich zahlreicher als über Paris. Schwerpunkte der Betrachtung bilden zum einen die Ankunft der Pioniere in der ersten Nachkriegszeit, zum anderen das Heranwachsen von deren Folgegenerationen in den 70er und 80er Jahren. Bemerkenswert ist, dass im Zuge der Niederlassung in Europa an dem Diskurs, der anfangs fast ausschließlich von

## *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

männlichen Schriftstellern geführt wurde, zunehmend weibliche Autoren teilhaben und ihn inzwischen überwiegend bestimmen.

### **3.1.2 Angeführte Motivation**

Die Motive der geschilderten Ankömmlinge sind sowohl durch Anziehung von der Metropole geprägt (häufig in Verbindung mit konkreten Ambitionen wie beruflicher Qualifizierung oder Studium, andernfalls aber auch mit der bloßen Hoffnung auf irgendeine Chance und bereit jede Arbeit anzunehmen) als auch durch eine Abkehr von karibischen Verhältnissen, die in vielfacher Hinsicht als beschränkend empfunden werden. Speziell in der Nachkriegszeit zeigt sich noch eine deutliche Affinität zur Kultur des „Mutterlandes“, die als überlegene Zivilisation und Verkörperung hehrer Ideale betrachtet wird. Die Ankömmlinge kommen daher zunächst im Bewusstsein eines verdienten Anrechts, vorgezeichnet von der nachhaltigen wirtschaftlichen sowie kulturellen Ausrichtung der Kolonien auf die Metropole, und (zumindest im Falle der am längsten unter europäischer Herrschaft stehenden Besitzungen wie den französischen Antillen oder den *Britisch West Indies*) verbrieft durch europäische Staatsbürgerschaft.

Die bereits in der Metropole aufwachsenden Protagonisten der Folgegeneration werden von vornherein bedeutend skeptischer geschildert. Unterstrichen wird an ihrer Disposition vor allem die Ambivalenz, zwischen den Kulturen zu stehen, häufig hervorgehoben durch rassische Vermischung, die einen Bezug zu mehreren ethnischen Gemeinschaften nahe legt, der jedoch eher als doppelte Unzugehörigkeit empfunden wird. Denn von Eltern, die der Karibik zumeist entschieden den Rücken gekehrt haben, wird ihnen kaum je ein Bezug zu deren kulturellen Ursprüngen vermittelt, sondern Assimilation an europäische Verhältnisse erwartet. Von europäischer Seite dagegen sehen sie sich bei aller Anpassung auf Grund von äußeren Unterscheidungsmerkmalen unweigerlich zu Außenseitern gestempelt.

### **3.1.3 Geschilderte Erfahrungen**

Die geschilderten Erfahrungen der Ankömmlinge sind in der Regel desillusionierend. Kaum einem gelingt, was er sich vorgenommen hatte. Ihre Hoffnungen auf ein besseres Leben werden enttäuscht. Abgesehen von den allgemeinen Schwierigkeiten, in der Metropole Fuß zu fassen, erkennen sie übereinstimmend ein besonderes Handicap in rassischer Differenz, die sie,

## Zusammenfassung der Ergebnisse

ungeachtet aller Adaptionsbestrebungen, dauerhaft zu Fremden stempelt, obgleich dies von europäischer Seite in der Regel nach Kräften verschleiert wird. Auch wenn sie sich diese Enttäuschung nur zögerlich eingestehen und vorrangig mit Selbstzweifeln ringen, müssen sie – anhand von schmerzhaften Einzelerfahrungen, die in dem Diskurs in großer Varianz unterbreitet werden – einsehen, dass die proklamierte Gleichstellung eine Fiktion darstellt, die in der Realität systematisch hintertrieben wird.

Insbesondere in den Texten über London stellt sich die Komplikation sozialer Interaktion durch die Hautfarbe als unvermeidlich dar. Benachteiligung zieht zentrale Lebensbereiche in Mitleidenschaft: Wohnungs- und Arbeitssuche, Behandlung auf Ämtern und in öffentlichen Institutionen wie Kinder- und Altenheimen. Ressentiments und Diskrimination bis hin zu offener Hostilität indizieren eine unüberbrückbare soziale Kluft und belasten die Beziehungen zu weißen Briten im allgemeinen, von denen sie sich durch eine unsichtbare *Colour Line* separiert und den Kontakt in ein asymmetrisches Verhältnis verkehrt fühlen: Während von ihnen notorisch gefügige Unterordnung erwartet wird, können sie umgekehrt nicht auf Entgegenkommen oder Anerkennung ihrer Bemühungen rechnen. Das Integrationsstreben der Protagonisten erfährt eine deutliche Beschränkung auf untergeordnete Funktionen und bescheidene Lebensbedingungen. Marginalisierung lässt sie auf unterem sozialen Niveau stagnieren und suggeriert ihnen, dass die erstrebte soziale Mobilität durch einen unterschweligen rassistischen Konsens („*no further than that!*“) sabotiert werde. Abgedrängt in soziale Nischen und auf eine prekäre Randexistenz beschränkt, kommen sie kaum umhin, erfahrene Vorbehalte zu generalisieren und als rassistischen Affront zu begreifen. In Bezug auf soziale Kontakte sehen sie sich zurückgeworfen auf Landsleute, mit denen sie in der Metropole vielfach enger zusammenrücken als ihnen lieb ist, wenn sie nicht vereinsamen wollen.

In Paris ergeht es den Protagonisten nicht grundlegend anders. Doch die Erfahrung mit weißen Mitbürgern erscheint nicht durchgängig von rassistischen Vorbehalten und Xenofobie geprägt. Vielmehr erleben sie nur sporadisch konkrete Ablehnung oder offene Feindseligkeit. Entsprechend sehen sie sich weniger ausgegrenzt als verunsichert von einer schwer verallgemeinerbaren Feindseligkeit, die sich häufig auf kühle Distanz beschränkt und nur im Konfliktfall offen zu Tage tritt. Das Gefühl, nie zu wissen, woran sie sind, erschwert ihnen die Einstellung darauf und vermittelt ihnen ein latentes Misstrauen. Dennoch sehen sie sich nicht ausschließlich auf Kontakte mit ihresgleichen zurückgeworfen. Außerdem werden

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

in Bezug auf französische Verhältnisse Erfahrungen auf unterschiedlichen sozialen Niveaus differenziert. Während Studenten, Künstler oder Intellektuelle sich von sporadischen Anfeindungen nicht ernstlich beeinträchtigt sehen, trifft die (vorwiegend weiblichen) Protagonisten in untergeordneter Position – etwa als Haushaltshilfe oder Krankenschwester – Knechtung, Geringschätzung und Herablassung ungleich härter und indiziert ihnen unüberwindliche, weil auf äußere Merkmale gestützte Standesunterschiede.

#### **3.1.3.1 Perspektive der Folgegeneration**

Bei Protagonisten der Generation, die in London oder Paris aufwachsen, treten kulturelle Adaptionsschwierigkeiten in den Hintergrund. Vielmehr verstehen sie die Metropole als rechtmäßige Heimat, zumal ihnen von ihren Eltern ein Bezug zu karibischen Ursprüngen meist vorenthalten wird. Dennoch erfahren sie sich ebenfalls als stigmatisiert; denn von europäischer Seite werden sie regelmäßig auf rassische Differenz als von entscheidender sozialer Bedeutung hingewiesen. Die unterstellte Fremdheit, die sie – aller Adaption zum Trotz – in den Augen weißer Europäer suspekt macht oder herabstuft, bringt sie als Jugendliche, die meist keine andere Heimat kennen, noch ungleich mehr auf als die Generation der Einwanderer, die darauf durch verbleibende koloniale Züge karibischer Gesellschaften zumindest vorbereitet waren.

In London erfahren sie eine weitgehend segregierte Gesellschaft, in der sich verschiedene ethnische Gruppen etabliert haben, ohne integriert zu sein. Von Seiten ihrer Eltern wird ihnen wenig Unterstützung zuteil, weil diese meist selbst nur einen marginalen Fußhalt in der Metropole erringen konnten und sich möglichst unauffällig verhalten. Vielmehr entbrennt mit ihnen ein Generationskonflikt, der sich wesentlich um die Akzeptanz einer Integration zu ungleichen Bedingungen dreht, die von den Heranwachsenden vehement abgelehnt wird. Entsprechend suchen sie vorrangig Anschluss an Altersgenossen der gleichen ethnischen Gruppe und meiden den Kontakt mit „weißen Unterdrückern“. Die ethnische Konsolidierung erleben sie einerseits als Quelle der Bestätigung, die ihnen Selbstbewusstsein verleiht und erlaubt, ihre Alterität in der Konfrontation mit einer als feindselig wahrgenommenen Gesellschaft zu betonen. Andererseits erfahren sie in der ethnischen Gemeinschaft vielfach eine ideologisch überhöhte Partei-Disziplin in der zugespitzten Auseinandersetzung mit Weißen. Dadurch fühlen sich einige empfindlich in ihrem Individualismus beschnitten und insbesondere Frauen unter dem Vorwand erforderlicher Gruppensolidarität

## Zusammenfassung der Ergebnisse

gegängelt und in eine untergeordnete Rolle gedrängt.

In Paris finden die Protagonisten der zweiten Generation das Verhältnis zwischen den Ethnien weniger polarisiert. Zwar leiden sie ähnlich unter abweisenden Reaktionen von französischer Seite, die sie tief greifend verunsichern und ihnen das Gefühl vermitteln, kontinuierlich beargwöhnt zu werden. Aber auf der Suche nach einer Alternative finden sie wenig Rückhalt in einer von Generationskonflikten, Standesunterschieden und ethnischen Rivalitäten zersplitterten Gemeinde von Marginalisierten und müssen mit ihrer Verunsicherung allein fertig werden. Abgedrängt in ein Niemandsland zwischen den möglichen Identitäten, überwiegen bei ihnen Selbsthass und autoaggressive Formen des Protests.

### 3.1.4 Entwickelte Adaptionstrategien

In Konsequenz ihrer Erfahrung, gegen eine unsichtbare Mauer mehr oder weniger verhohlener Ablehnung anzurennen, die auch durch kulturelle Anpassung kaum zu überwinden ist, werden die geschilderten Einwanderer kritisch mit europäischen Verhältnissen, deren Überlegenheit sich angesichts der festgestellten Missstände relativiert. In ihrer Enttäuschung und dem erworbenen Misstrauen distanzieren sie sich von einer als hostile empfundenen Gesellschaft von Europäern, ohne ihre kritische Abkehr von karibischen Verhältnissen zu revidieren. Ihre Ambivalenz kennzeichnet Naipaul in *The Mimic Men* treffend mit der Devise: „*Hate oppression, fear the oppressed*“.

In London arrangiert sich die Einwanderergeneration – meist unter großen Opfern – mit den abweisenden Verhältnissen. Denn wenn auch kein wesentlicher Fortschritt zu erzielen ist, so ist eine Rückkehr doch in der Regel ausgeschlossen, weil ein Neuanfang in der Karibik von einem gewissen Erfolg in der Metropole abhängig ist. Das resultierende Konzept für den Umgang mit der unwegsamen Lage ist von Resignation geprägt und dem Streben nach Unauffälligkeit. Doch die Schilderungen demonstrieren gleichzeitig die verheerenden Folgen dieser Adaptionstrategie. Denn der hohe soziale Druck, unter dem die Ankömmlinge stehen, wirkt sich destabilisierend auf zwischenmenschliche Beziehungen aus: Familien zerbrechen an einer verschärften Konfrontation der Geschlechter, Kinder fallen der Fürsorge anheim, jeder für sich ringt mit Vereinsamung, diverse Protagonisten verlieren den Verstand.

In Paris stellen sich die Konsequenzen nicht ganz so drastisch dar. Auch hier

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

herrscht Ernüchterung und Desorientierung vor, aber zumindest die Gebildeten unter den Protagonisten finden in der Regel ihr Auskommen mit den Verhältnissen und arrangieren sich mit einer Randexistenz, in der sie relativ unbehelligt bleiben. Zwar fühlen sie sich fremd in Frankreich und häufig auch schmerzlich entfremdet von karibischer Kultur, aber sie genießen – deutlicher als dies in London zum Ausdruck kommt – auch Vorzüge und Anregungen ihres großstädtischen Ambientes: etwa die Freiheit, einen weißen Partner zu lieben, oder die Liberalität, mit der gesellschaftskritische Ideen zirkulieren. Entsprechend hält sich ihre Kritik an Frankreich in Grenzen und konzentriert sich eher auf Missstände an ihrem Herkunftsort, die einer Rückkehr im Wege stehen. Gewissen Vorbehalten zum Trotz, betrachten sie eine bescheidene Existenz in der Metropole als relativen Fortschritt und halten an der Hoffnung auf sozialen Aufstieg fest. Unter diesen Umständen favorisieren sie einen individualistischen Weg kritisch selektiver Adaption, der nonkonformistische Haltung mit einer Rückbesinnung auf karibische Kulturzüge kombiniert, ohne sich jedoch exklusiver Solidarität mit einem Kollektiv zu verschreiben. – Wenn man jedoch die an eingefleischten sozialen Schranken scheiternden Adaptionbemühungen von Protagonisten in untergeordneter Position dagegenhält, gewinnt ein Bild von Resignation und Demoralisierung die Oberhand und nähert die Resultante der von London an. Ein Unterschied besteht jedoch insofern, als der Anschluss der Antillen an Frankreich die Erwägung einer Rückkehr in die Karibik begünstigt, zumal diese Entscheidung nichts so Irreversibles hat wie für Westinder in London und entsprechend eine häufiger wahrgenommene Option darstellt.

#### **3.1.4.1 Adaption der Folgegeneration**

In Bezug auf Adaption von Protagonisten, die in der Metropole aufwachsen, wird in dem Diskurs besonders auf Widerstand und Protest gegen eine Integration zu ungleichen Bedingungen hingewiesen. Herausgefordert von Diskrimination und Marginalisierung, entdecken sie ihre kulturellen Ursprünge und rekonstruieren eine eigene Identität, zumeist unter Rekurs auf Elemente sowohl karibischen als auch afrikanischen und afroamerikanischen Ursprungs. Doch das aus den negativen Erfahrungen mit der Gesellschaft von Weißen resultierende Konzept kategorischer Verweigerung und reziproker ethnischer Abgrenzung erweist sich nicht selten als problematisch und selbstbeschränkend in einer Großstadt, in der Kontakte und Überschneidungen der verschiedenen sozialen Gruppen, ideologisch überhöhten rassistischen Gegensätzen zum Trotz, alltäglich



## *Zusammenfassung der Ergebnisse*

sind.

In London, wo rebellischer Kampfgeist die jugendlichen Protagonisten unter ethnischen Gesichtspunkten eint, müssen sie einer um den anderen einsehen, dass mit blindem Antagonismus genauso wenig zu gewinnen ist wie mit fügsamer Anpassung. Der Rückzug in eine erstarkende ethnische Solidargemeinschaft richtet zwar ihr Selbstbewusstsein auf, aber begrenzt auch empfindlich die individuellen Möglichkeiten. Außerdem erkennen sie, dass in der Komplexität der Großstadt der Anspruch auf kulturelle Differenz durchaus mit dem Kampf um einen Platz in der Gesellschaft zu vereinbaren ist. Entsprechend verfolgen sie eine Doppelstrategie, die sowohl kritische Adaption als auch eine eigene kulturelle Identität verfolgt, die die Grundlage für Solidarität und Selbstorganisation darstellt. Mit dieser hybriden Strategie unterwandern sie die rigiden Strukturen und betreiben eine Umgestaltung zu einer pluralistischen Gesellschaft. Dass bei der ambivalenten Adaptionstrategie auf europäische Züge ebenso wenig verzichtet wird wie auf eine kritische Umgestaltung der karibischen Ursprünge, macht z. B. der Wert deutlich, den die überwiegend weiblichen Protagonisten auf Emanzipation nicht nur von rassistischer sondern auch von sexistischer Benachteiligung durch ihre „rassischen Brüder“ legen.

In Paris erscheint der Trend von in der Metropole heranwachsenden Protagonisten zu ethnischer Abgrenzung von der europäischen Gesellschaft weniger ausgeprägt. Aber auch Solidarität und Selbstorganisation erscheinen vergleichsweise defizient. Unter den (fast ausschließlich weiblichen) Protagonisten herrscht vielmehr Desorientierung und kulturelle Entwurzelung vor, die ihnen entweder autoaggressive Reaktionen wie Selbstmord oder eine Rückkehr auf die (in weitgehender Unkenntnis idealisierten) Antillen suggerieren, wo sie die in der Metropole entbehrte soziale Akzeptanz zu finden vermeinen. Angesichts verschleierter rassistischer Vorbehalte, gegen die es mangels generalisierbarer Anfeindungen nicht gelingt, sich kollektiv zur Wehr zu setzen, nimmt die Suche nach einer eigenen Identität umso verzweifeltere Formen an.

### **3.1.5 Vorläufiges Fazit**

Zusammenfassend lässt sich verallgemeinern, dass in dem betrachteten Diskurs karibischer Autoren über die Migration in die Metropole so übereinstimmend wie detailliert xenofobe Tendenzen der europäischen Gesellschaften, insbesondere gegenüber jenen Ankömmlingen aufgezeigt werden,

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

die sich auf Grund äußerer Merkmale dauerhaft zu Fremden stempeln lassen. (Und zwar ohne dass sich dies im betrachteten Zeitraum grundlegend ändert. Denn eine sich gelegentlich abzeichnende Normalisierung des gespannten Verhältnisses erscheint eher auf wachsende Selbstorganisation der Ausgegrenzten gegründet als auf zunehmendes Entgegenkommen von Europäern.) So nachdrücklich von europäischer Seite auf kultureller Anpassung der Ankömmlinge als Voraussetzung für soziale Integration bestanden wird, so willkürlich wird im Konfliktfall auf die äußerliche Fremdheit rekurriert – ein Hindernis, das sich auch für die in der Metropole aufgewachsenen Folgegenerationen als unüberwindlich erweist. Insofern als in dem Diskurs ein persistentes Denkschema in rassistischen oder kulturellen Gegensätzen denunziert wird und dessen verheerende Konsequenzen bei den dadurch Marginalisierten aufgezeigt werden, stellt er unübersehbar eine kritische Auseinandersetzung mit europäischen Verhältnissen dar. Auf der anderen Seite richtet sich die Kritik ähnlich vehement gegen stereotype Reaktionen und Haltungen bei karibischen Migranten, und zwar sowohl gegen unkritische Assimilation an die europäische Gesellschaft, die sich zumeist als fruchtlos erweist, als auch gegen eine kategorische Abkehr davon im Zuge radikalen Widerstands und der Suche nach einer Identität durch ethnische Abgrenzung. Ihre ambipolare Kritik lässt sich nur zu der Synthese bringen, dass sie sich gegen ein Konzept sozialen Miteinanders wendet, das Überschneidungen zwischen ethnischen und kulturell unterschiedlichen Gruppen ausschließt oder zu beschränken versucht, und sei es aus defensiven Gründen. Denn demonstriert wird zum einen, dass durch das Prinzip kultureller Assimilation bei gleichzeitiger rassistischer Ausgrenzung jene Spannung hervorgerufen wird, die vorgeblich vermieden werden soll: soziale Gegensätze, rassistische Polarisierung, Konflikte zwischen den segregierten Parteien. Zum anderen, dass das vorherrschende Konzept binärer Oppositionen der komplexen großstädtischen Realität nicht gerecht wird, in der vielfältige Überschneidung und dynamische Vermischung von Unterschiedlichem entgegen allen Widerständen nicht nur an der Tagesordnung sind, sondern unlegbar die Attraktion der Metropole ausmachen. Entsprechend wird Widerstand gegen eine Duldung in Europa unter der heuchlerischen Bedingung kultureller Assimilation nicht in Form von reziproker Hostilität, sondern als subversive Strategie kritisch selektiver Adaption propagiert, die ein Anrecht auf kulturelle Differenz geltend macht. Einer rigiden und asymmetrischen europäischen Vorstellung von vereinheitlichender Globalisierung wird ein komplexeres Konzept ambivalenter

### *Zusammenfassung der Ergebnisse*

Zugehörigkeit und hybrider Identität entgegengesetzt und als Vorschlag zur Mitgestaltung einer pluralistischen Gesellschaft eingebracht.

Wenn man diese konvergierende Tendenz des Diskurses in seiner Entwicklung betrachtet, so lässt sich differenzieren, dass von Autoren, die der Einwanderergeneration angehören, noch eher auf einen Dialog mit europäischen Lesern gesetzt wird, in dem sie um Verständnis werben. Dagegen leitet Autoren, die selbst in der Metropole aufgewachsen sind, eher die Einsicht, dass Gleichstellung nicht freiwillig zugestanden wird, sondern vielmehr systematisch hintertrieben. Entsprechend wenden sie sich stärker an die eigene *Community* und vermitteln, wie grundlegend Selbstorganisation und ein verbindendes Selbstverständnis sind, um die Situation beschränkter Gesellschaftsfähigkeit zu revidieren. Mit der Doppelstrategie, sowohl um einen Platz in der Metropole zu kämpfen als auch ein Recht auf kulturelle Differenz geltend zu machen, wandelt sich die Ambivalenz, zwischen den Kulturen zu stehen, in eine befürwortete Hybridität, die karibische Migranten in der Metropole auszeichnet.

In Texten über Paris stellt sich diese Entwicklung zögerlicher dar als in London. Denn auch in jüngeren Texten liegt die Emphase der Darstellung eher auf kultureller Entwurzelung als selbstbewusster Abgrenzung. Kritisch hingewiesen wird damit auf fehlende oder fehlgeleitete Solidarisierung wie auch auf eine ausstehende Auseinandersetzung mit den karibischen Ursprüngen, um aus dem „Niemandland“ heraus und zu einem eigenen Selbstverständnis zu finden. Das Überwinden der Option entweder europäischer oder karibischer Zugehörigkeit (und darin konvergieren sie mit den Texten über London) wird jedoch eher durch ein räumliches Pendeln zwischen Metropole und der Karibik erreicht, während in Texten über London stärker die Vorstellung einer hybriden Identität, spezifisch für die Metropole, zum Tragen kommt, in der sich karibische, afrikanische und europäische Kulturelemente überschneiden.

## 3.2 Hybridisierung und Theoriebildung

Wie sind die von karibischen Autoren geschilderten Verhältnisse in europäischen Metropolen sowie die vermittelten Perspektiven der Adaption daran zu beurteilen? Überwiegend als literarische Fiktion gekennzeichnet und als subjektive Erfahrung unterschiedlichster Protagonisten geschildert, könnte die kritische Sicht europäischer Gesellschaften, trotz aller Konvergenz der Texte, als Fiktion abgetan werden, wenn sie nicht auch durch objektivierende Untersuchungen der sozialen Wirklichkeit in den Metropolen belegt würde.

Welche Konsequenzen die narrativ entwickelte, ambivalente Adoptionsstrategie impliziert, wird in der theoriebildenden Literatur gegenwärtig zunehmend aufgegriffen und kontrovers diskutiert. Angesichts einer globalen Tendenz kultureller Vermischung kommt der Karibik schon wegen ihrer Prägung von kulturellem Synkretismus besondere Aufmerksamkeit zu. Unter dem Aspekt der Vereinbarkeit unterschiedlicher Kulturen rücken speziell die über die Metropolen der Welt verstreuten karibischen Diasporen nicht nur die soziale Problematik in den Brennpunkt des Interesses, sondern werden in den Augen einiger Theoretiker zum Paradigma einer ebenso kritischen wie kreativen Auseinandersetzung mit der Tendenz kultureller Vereinheitlichung durch Globalisierung.

Da der analysierte literarische Diskurs mit seinem Tenor kultureller Hybridisierung zu aktuellen gesellschaftlichen Prozessen (wie interkultureller Abgrenzung oder transkultureller Identitätsbildung) Stellung nimmt und Entwicklungen anregt, die über die ästhetische Funktion von Literatur hinausgehen, werden seine Aussagen nicht nur im Licht literatur- und kulturwissenschaftlicher Theorien zu interpretieren, sondern darüber hinaus auch unter soziologischer und, wie sich zeigt, mathematischer Perspektive zu erhellen sein. Für relevant erachtet wurden vor allem die Theorien von Philomena Essed über Alltagsrassismus, von Christopher Alexander über städtische Strukturen, von Stuart Hall über Globalisierung und Ethnizität, von Paul Gilroy über Modernität und Doppelbewusstsein sowie von Édouard Glissant über eine Welt, die im Begriff steht, sich zu kreolisieren.

### **3.2.1 *Everyday Racism***

Wenn man die kritische Perspektive karibischer Autoren auf europäische Metropolen mit den Erkenntnissen vergleicht, die Philomena Essed mit soziologischen Methoden über Alltags-Rassismus gewinnt, erhärtet sich, dass sie bei aller Fiktionalisierung nicht aus der Luft gegriffen oder pauschal als voreingenommen abzutun ist.<sup>1</sup> Als eine der wenigen, die die Erfahrung von karibischen Migranten in europäischem Kontext unter die Lupe nimmt, kommt Esseds Untersuchung, die sich auf Interviews mit Surinamerinnen in Holland und schwarzen US-Amerikanerinnen in Kalifornien stützt, zu dem Schluss, dass eine als liberal geltende europäische Gesellschaft wie in den Niederlanden – entgegen einem verfochtenen demokratischen Selbstverständnis, dem gemäß religiöse, kulturelle und rassische Kriterien ohne soziale Bedeutung sind – sich im sozialen Alltag prinzipiell als ähnlich rassistisch erweist und die Erfahrung von Betroffenen ebenso unweigerlich wie nachhaltig prägt, wie dies in Bezug auf ethnische Minderheiten in den USA bereits vielfach belegt wurde.

Esseds Erkenntnisse lassen sich zutreffend auf die von karibischen Schriftstellern geschilderten Erfahrungen ihrer Protagonisten in London und Paris beziehen und bestätigen indirekt deren kritische Perspektive eines durch Argwohn, unterschwellige Vorbehalte und offene Anfeindungen systematisch gestörten Verhältnisses zur dominanten europäischen Gesellschaft der Metropolen. Umgekehrt bestätigen und illustrieren die literarischen Reflexionen im Detail Esseds implizite Annahme, dass es sich in anderen europäischen Metropolen mit Zuwanderung von Außereuropäern in Bezug auf Xenofobie und Stigmatisierung durch äußerliche Merkmale ähnlich verhält wie in den Niederlanden und Kalifornien.

Im Licht von Esseds Theorie erscheinen die Schilderungen karibischer Schriftsteller eher zurückhaltend in ihrem Bemühen um Differenzierung und Ausgewogenheit als polemisch übersteigert.

Paraphrasiert lesen sich Esseds Folgerungen wie ein pointierter Kommentar zu den im karibischen Diskurs über London und Paris geschilderten Erfahrungen:

Der Einschätzung ihrer karibischen Informanten zufolge stellt sich europäische Gesellschaft weitgehend von einem unterschwelligem rassistischen

---

<sup>1</sup> Philomena Essed, *Understanding Everyday Racism: An Interdisciplinary Theory* (1991)

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

Konsens durchzogen dar. Eine Integration in den sozialen Alltag unter europäisch dominierten Verhältnissen empfinden sie auf Grund der Erfahrung von Marginalisation, gezielten Einschränkungen und Problematisierung rassischer wie kultureller Differenz als systematisch erschwert und konfliktiv. So sehr dies auch einem europäischen Selbstverständnis widerspricht, in dem Rassismus als hartnäckig tabuisiert gelten kann, erweist sich die kritische Perspektive doch als stichhaltig und ist nicht als subjektive Überempfindlichkeit oder polemische Verzerrung zu diskreditieren. Vielmehr muss sie als Erfahrungswert ernst genommen werden, der eine Blindstelle europäischer Selbstwahrnehmung erhellt.

Während offiziell ein Diskurs von Toleranz proklamiert und ein demokratischer Standard verfochten wird, der soziale Gleichheit rassistisch und kulturell unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen vorsieht und besonders biologischen Merkmalen soziale Bedeutung abspricht, wird in der alltäglichen Praxis sozialer Interaktion insgeheim an der Überzeugung von europäischer Superiorität und einem Konzept ethnischer Rangfolge in einer Weise festgehalten, die Diskrimination zu einem steten Faktor im Leben der Betroffenen macht und entsprechendes Misstrauen gegenüber Europäern im allgemeinen inspiriert. Zwar motiviert das vorherrschend egalitäre Selbstverständnis in Europa vorwiegend zu verdeckteren Formen xenophober Einschränkungen oder Ausgrenzung als etwa in den USA, indem rassistische und kulturelle Abschätzigkeit vielfach paternalistisch verschleiert wird. Aber schon der Terminus Toleranz erweist sich als problematisch, findet er sich doch mit einer vorbehaltlichen Duldung entfernt von Respekt oder reziprokem Entgegenkommen konnotiert.

Essed schließt aus ihrem Befund, dass die konstatierte rassistische Problematik sich nicht auf offen hostile Manifestationen und gewalttätige Übergriffe einer radikalen Minderheit beschränkt, wie es sie mittlerweile in allen europäischen Ländern mit Zuwanderung gibt, sondern insbesondere in einer Durchdringung der europäischen Gesellschaft als ganzer mit einem unterschwelligem Konsens kontinuierlicher Bevorzugung der eigenen Ethnie bestehe. Denn – so ihre Theorie – Rassismus (als systematische Diskrimination einer von äußerlichen Merkmalen charakterisierten Gruppe in der Absicht, Vorherrschaft und Privilegien der dominanten Bevölkerungsgruppe zu erhalten) werde vorwiegend subtil und häufig sogar unbewusst in alltäglichen Routineprozessen sozialer Interaktion – in scheinbar unverfänglichen Alltagssituationen – vermittelt und erst kumulativ im Zuge repetitiver Praxis als Einschränkung sozialer Bewegungsfreiheit der dominierten Gruppe wirksam. Als

## *Hybridisierung und Theoriebildung*

Akteure in bestehenden Machtverhältnissen würden Individuen leicht zu Agenten eines Rassismus, der europäischer Kultur und Sozialordnung strukturell wie ideologisch inhärent sei. Ob es sich um Kritik von Nachbarn an einem anderen Lebensstil handelt, paternalistische Bevormundung, Spott, stillschweigende Ausgrenzung oder Problematisierung ethnischer Differenz, in ihrer Ubiquität stellen sie Mechanismen dar, die ein vorausgesetztes Konzept ethnischer Rangordnung ideologisch aktivieren, bestätigen und reproduzieren. Der unterschwellige Konsens über europäische Superiorität und entsprechende Diskriminierung ethnischer Differenz durchdringt den sozialen Alltag und offenbart sich in gesellschaftlichen Konventionen, Gewohnheiten, Gesetzen ebenso wie in der Praxis von Institutionen wie Polizei und Justiz oder im Diskurs der Medien, der zu einer Problematisierung von Immigranten neigt, die dem Sozialsystem zur Last fielen oder kriminell würden etc. Auch das eherne Festhalten an kultureller Assimilation als unabdinglicher Voraussetzung für soziale Integration bestätigt ein asymmetrisch konzipiertes Verhältnis, das Immigranten dazu verpflichtet, kulturelle Werte und Normen der dominanten Bevölkerungsgruppe zu übernehmen, ohne auf reziprokes Entgegenkommen rechnen zu können, und widerspricht implizit dem zugesicherten Pluralismus freier Entfaltung, was kulturelle Differenz betrifft: Wer soziale Mobilität erstrebt, muss sich eben anpassen. Obgleich es sich um eine subtile Strategie sozialer Kontrolle handelt, die sich bevorzugt in verschleierter Form manifestiert, sind die Auswirkungen insgesamt erheblich; denn der Einfluss konkurrierender Ethnien findet sich auf jeder sozialen Ebene nachhaltig eingeschränkt. So evident die Tendenz der Benachteiligung etwa bei Wohnungs- und Arbeitssuche oder hinsichtlich eines Fernhaltens von Schlüsselstellungen auch sein mag, wird Rassismus doch selbst in seiner offensten Form tendenziell geleugnet oder nach Kräften bagatellisiert. Stereotypen Erklärungs- und Rechtfertigungsmechanismen folgend, wird der Vorwurf von Rassismus in der Regel als übertrieben abgetan oder zu einem Missverständnis erklärt und der Übersensibilität der Betroffenen angelastet oder zu einem „natürlichen Ethnozentrismus“ stilisiert, der jeder Ethnie eigen sei, oder in Verleugnung rassistischer Kriterien einer grundlegenden kulturellen Unvereinbarkeit angelastet und damit suggeriert, die Betroffenen selbst trügen die Verantwortung dafür. Das generelle Abstreiten von rassistischen Vorbehalten weist einerseits auf die weitgehende Tabuisierung von Rassismus in europäischen Gesellschaften hin, wird andererseits jedoch selbst Teil rassistischer Strategie. Denn im Schutze eines allgemeinen Diskurses von Toleranz befestigt die

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

alltägliche Praxis rassistischer Diskrimination im Kleinen die Vormacht der Europäer und die Rangfolge der Subordinierten, ohne jenen erbitterten Konflikt zu schüren, der den Europäern in den Kolonien zum Verhängnis wurde. Insofern als ein kontinuierlich in Abrede gestellter Rassismus, der sich primär unterschwelliger Methoden bedient, die Betroffenen verunsichert und die Formierung kollektiven Widerstands lähmt, handle es sich sogar um eine Optimierung, die ein überkommenes Konzept der veränderten Situation in europäischen Metropolen adaptiert.

Historisch betrachtet schätzt Essed die aktuelle Entwicklung als eine Fortsetzung kolonialer Traditionen mit verfeinerten Mitteln ein. Rassistischen Kriterien soziale Bedeutung zu verleihen erweise sich als dauerhaftes Kennzeichen europäischer Kultur, an dem wider alle Beteuerungen insgeheim nachhaltig festgehalten werde. Denn als neu sei allenfalls die Manifestation von Rassismus in europäischen Metropolen zu betrachten, da sich diese mangels signifikanter außereuropäischer Zuwanderung bis nach dem Zweiten Weltkrieg vorwiegend auf überseeische Besitzungen europäischer Kolonialmächte beschränkten. Zwar seien rassistische Überzeugungen zusammen mit deren pseudowissenschaftlicher Rationalisierung im Zuge von Wiederaufbau und Dekolonisierung als opportunes Konstrukt aus Kolonialzeiten diskreditiert worden, das die unlautere Überhöhung von Unterschieden systematisch zur Legitimation und Perpetuierung europäischer Herrschaft ausgenutzt habe. Doch das in Sachen Fremdbeherrschung bewährte Konzept sei ideologisch latent wirksam geblieben und in subtilerer Form wieder belebt worden. Denn an Stelle rassistischer Kriterien der Inferiorisierung und Ausgrenzung traten zunehmend kulturelle Kriterien, die für eine als unüberbrückbar deklarierte Fremdheit verantwortlich gemacht werden. Im Zuge einer Tendenz der Kulturalisierung von Rassismus, in der die haltlose Behauptung genetischer Inferiorität der Unterstellung kultureller Defizienz weicht, setzt sich die Überhöhung von erkennbaren Unterschieden zu unüberbrückbaren Gegensätzen ebenso fort wie eine implizite Hierarchie, die nur auf Kulturen umgemünzt wurde. Als opportun erweist sich die Variante, da den ethnisch Stigmatisierten unter der Prämisse kultureller Defizienz nicht nur selbst die Schuld für Armut und verminderte soziale Mobilität zugeschrieben wird, sondern auch das Drängen auf ihre kulturelle Assimilation gerechtfertigt erscheint.

Wenn sich der europäische Gesellschaften durchziehende unterschwellige Konsens von Xenophobie und ethnischer Diskrimination auch vorwiegend nur in alltäglichen Gesten der Gehässigkeit manifestiert, so weist die Zunahme explizit



## *Hybridisierung und Theoriebildung*

rassistischer Hetze und Übergriffe, seit unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Rezession der 70er Jahre außereuropäische Zuwanderung vermehrt als bedrohliche Invasion verstanden wird, in allen davon betroffenen Ländern Europas auf eine verschärfte Polarisierung ethnischer Gegensätze hin und offenbart, dass sich das schlummernde Potenzial „bei Bedarf“ bis zum Extrem aktivieren lässt. Die Tatsache, dass auch offener Rassismus in Europa erneut salonfähig geworden ist, mag als Randerscheinung abgetan werden. Weit reichenderen sozialen Einfluss übt dagegen eine Politik der Beschwichtigung und Verharmlosung interethnischer Konflikte sowie stillschweigende Duldung von rassistischen Manifestationen seitens der staatlichen Organe aus. Darin sieht Essed eine aktuelle Strategie der Inaktivität verkörpert, die indirekt europäische Prädominanz begünstigt und, ohne sich öffentlicher Kritik auszusetzen, ein soziales Klima der Xenophobie affirmiert, indem die alltägliche Austragung von Differenzen bevorzugt dem freien Spiel sozialer Kräfte überlassen wird, während man im Protest gegen Rassismus tendenziell eher ein Problem erkennt.

Essed vertritt eine strukturelle Sicht des sozialen Phänomens und betrachtet Rassismus als gesellschaftlichen Prozess, bei dem die macro-soziale Ebene sich mit den mikro-sozialen Interaktionen in einer Feedback-Schleife verbindet. Die Benachteiligung ethnisch stigmatisierter Bevölkerungsgruppen sei nicht allein auf strukturierende Beziehungen durch den Herrschaftsapparat zu reduzieren und an prohibitiven Aufenthaltsbestimmungen für Außereuropäer, überproportionaler Arbeitslosigkeit, prekären Wohnverhältnissen etc. ablesbar. Vielmehr handle es sich um eine Verflechtung institutioneller mit individuellen Ressentiments. Denn deren makrosoziale Wirksamkeit werde im Prozess alltäglicher Interaktionen im unmittelbaren sozialen Umfeld der Betroffenen produziert und auf politischer Ebene in unverfänglicher Weise aufgegriffen und begünstigt.

Esseds kritische Folgerung ist, dass die proklamierte Toleranz eines kulturellen Pluralismus unter den gegebenen Umständen nicht nur ein leeres Versprechen bleibt, solange insgeheim an der Überzeugung von europäischer Superiorität festgehalten werde, sondern auch eine wirksame Strategie zur Erhaltung der strukturell vorgegebenen Asymmetrie darstelle. – So verschleiert er auch sein mag, perpetuiert Rassismus einen Konflikt erhaltenden Prozess, der zu kontinuierlichen sozialen Spannungen führt, die das Verhältnis zwischen antagonistisch stilisierten Ethnien nachhaltiger beeinträchtigen, als es den eher sporadischen offenen Anfeindungen anzulasten wäre. Denn für die Betroffenen sind besonders verdeckte Formen der Diskrimination nicht auf Anhieb zu

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

durchschauen, wirken aber in umso höherem Maße verunsichernd und desorientierend. In Konsequenz der alltäglichen Suggestion von Alterität in Konnotation mit Kritik oder Inferiorisierung hat Essed beobachtet, dass ihre Informantinnen nicht nur ein tief sitzendes Misstrauen einer als latent feindselig erkannten europäischen Gesellschaft gegenüber entwickeln, sondern insbesondere eine gesteigerte Sensibilität sowie eine hohe Kompetenz im Erkennen unterschiedlichster Ausprägungen rassistischer Einstellung. Ob die subtil perpetuierte Asymmetrie nun Widerstand und Empörung oder Entwurzelung und Verzweiflung hervorruft, soziale Integration ebenso wie kulturelle Anpassung werden unter Maßgabe eines heuchlerischen Prinzips der Gleichstellung, allem Nachdruck zum Trotz, geradezu verunmöglicht, da sie sich mit Selbstachtung der implizit Diskriminierten nicht vereinbaren lassen. Über die resultierende Einhaltung sozialer Distanz hinaus sehen sie sich daher in aller Regel zu defensiven sowie subversiven Strategien motiviert, mit der zwiespältigen Situation umzugehen.

Esseds Theorie von eingefleischten rassistischen Strukturen, die sich in alltäglicher sozialer Routine offenbaren und erst kumulativ ihre marginalisierende Wirkung entfalten, indirekt begünstigt von institutioneller Seite, konvergiert mit dem Tenor der Kritik des analysierten karibischen Diskurses über Migration in europäische Metropolen. Sie affirmiert, dass die in den Texten geschilderten Adaptionschwierigkeiten nahezu aller Protagonisten nicht als individuelle Probleme oder subjektive Darstellung der Autoren abzutun sind, sondern auf vorwiegend unterschwelligen, aber alltäglich praktizierten sozialen Mustern der Unduldsamkeit gegen rassistische und kulturelle Alterität fußen, die man offiziell nicht wahrhaben will. In besonderem Maße erhellend ist die These einer durch Verleugnung optimierten Diskrimination für die speziell in den Texten über Paris geschilderte Verunsicherung der Protagonisten angesichts eines verschleierte Rassismus, der die Formation kollektiver Gegenwehr lähmt, indem er sich der Kritik entzieht, und die Betroffenen stattdessen zu individuellen Verzweiflungstaten treibt, die nicht von entsprechend schwerwiegenden Anfeindungen motiviert erschienen und daher unverhältnismäßig anmuteten.

Erschienen die kritisch perspektivierten Darstellungen europäischer Verhältnisse vielleicht glaubwürdig, aber davon beeinträchtigt, dass die geschilderten Erfahrungen überwiegend als Fiktion deklariert werden, so ist ihnen im Licht soziologischer Untersuchungen wie der von Essed ihre Stichhaltigkeit

### *Hybridisierung und Theoriebildung*

nicht abzusprechen. Deutlich wird vielmehr, dass ihre Autoren im Schutz von Fiktionalisierung eine durchaus objektivierbare Kehrseite sozialer Verhältnisse in Szene setzen, die Europäer aber nicht in der selben Weise betrifft und daher weitgehend verleugnet wird. Indem sie eine Blindstelle europäischer Selbstwahrnehmung erhellen, relativieren sie gleichzeitig deren zelebrierte liberale und kosmopolitische Selbsteinschätzung, besonders was die Metropolen betrifft. Denn europäische Offenheit für kulturelle Veränderung im Sinne reziproker Einstellung auf Migranten oder gar für Hybridisierung erscheint in charakteristischer Weise eingeschränkt, wenn implizit an der Überzeugung von europäischer Superiorität und der Legitimität grundlegender Privilegien festgehalten und Fremdes in Abwehr einer „Bastardisierung der Leitkultur“ nur unter der Prämisse toleriert wird, dass es assimilierbar und instrumentalisierbar ist. Der Rekurs von Migranten auf kritische Distanz und die Affirmation einer mit dem europäischen Muster kontrastierenden Identität sowie subversive Adaptionsstrategien wird unter diesen Umständen umso plausibler.

#### **3.2.2 *A City is not a Tree***

So deutlich die geschilderten Erfahrungen auch dazu angetan scheinen, ein nachhaltig asymmetrisch verzerrtes Verhältnis zwischen Europäern und karibischen Migranten zu entlarven, erschöpft sich der betrachtete Diskurs doch bei weitem nicht in Kritik an europäischen Sozialstrukturen. Vielmehr findet sich der kritische Blick der Autoren ebenso durchgängig auf stereotype Verhaltensweisen und Denkstrukturen innerhalb karibischer Exilgemeinschaften gerichtet. Zum einen steht eine Tendenz unkritischer Assimilation an das europäische Vorbild als problematisch im Fokus, zum anderen eine Tendenz, auf erfahrene Diskrimination mit reziproker ethnischer Abgrenzung in einem exklusivistischen Sinn zu reagieren.

So wird in den Texten fügsame soziale Anpassung insofern als ungangbare Option diskreditiert, als sie in hoher Übereinstimmung der Autoren zum Scheitern verurteilt dargestellt wird. Denn allen Bemühungen der Protagonisten zum Trotz, bleibt die verheißene Gleichstellung in Europa uneingelöst und wird in der alltäglichen Praxis von eingefleischten rassistischen Vorbehalten systematisch hintertrieben. Die vor Augen geführten Konsequenzen in Form von Resignation, psychischer Destabilisierung, sozialer Entwurzelung oder auch einer Verinnerlichung des europäischen Kultur inhärenten Superioritätsanspruchs, der sich dann gegen die eigenen Landsleute richtet, weisen Assimilation als

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

frustrierend, selbstverachtend oder korrumpierend aus. Sie machen die Notwendigkeit deutlich, nicht nur kritische Distanz zu wahren, sondern auch sich kollektiv und nach eigenen kulturellen Regeln zu organisieren und der trügerischen Europäisierung eine unterscheidende Identität entgegenzusetzen. Besonders aus der Perspektive von Protagonisten der in Europa heranwachsenden Folgegenerationen, die in verstärktem Maß mit Syndromen sozialer Entwurzelung ringen, erscheint die frustrierte Anpassungsbereitschaft der Älteren kritikwürdig, da sie weder Zugang zur europäischen Gesellschaft eröffnet, noch die Alternative unterstützt, sich mit karibischen und afrikanischen Wurzeln zu identifizieren.

Mit ähnlicher Emphase wird in den Darstellungen jedoch auch die radikale Opposition gegen eine Europäisierung diskreditiert, wie sie vor allem bei jugendlichen Protagonisten als Rebellion gegen latente Diskrimination portraitiert wird. Denn für grundsätzliche Verweigerung einer Integration unter ungleichen Bedingungen und Rückzug auf eine totalisierende Gegenposition ethnischer Differenz wird in den Texten zwar einfühlsam Verständnis geweckt, insofern sie der sozialen Entwurzelung entspringen, weder als Europäer anerkannt zu werden, noch Rückhalt in einer Gemeinschaft mit eigener kultureller Tradition zu finden. Aber anhand der resultierenden Konsequenzen wird das Modell exklusivistischer Absonderung und ethnischer Polarisierung als ausweglos oder selbstbeschränkend ad absurdum geführt. Tenor der Kritik an einem Widerstand, der sich pauschalisierend gegen Weiße richtet, ist, dass das beschränkende Ordnungsprinzip, das europäischem Rassismus zugrunde liegt, unter umgekehrten Vorzeichen aufgegriffen und reproduziert werde. In hoher Übereinstimmung exemplifizieren die Autoren, wie durch ethnische Polarisierung und reziproken Antagonismus der latente Konflikt sich nicht nur zuspitzt und in zunehmend erbitterter Form perpetuiert, sondern im Zuge kultureller Rivalität auch die Struktur imitiert werde, die man bekämpfen will. So wird in den Darstellungen kritische Aufmerksamkeit auf interne Repression in ethnisch definierten Jugendgangs und religiösen Sekten gelenkt, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern als von einem chauvinistischen Vorverständnis nachhaltig belastet entlarvt, das Streben nach kultureller Authentizität und politischer Selbstorganisation unter Maximen von *Negritude* und *Black-Power*-Bewegung ironisiert oder in Frage gestellt und der Enthusiasmus von Rückkehrern in die Karibik als naive Illusion überführt.

In dem Bemühen, großstädtischer Komplexität mit entsprechend differenzierender Darstellung gerecht zu werden, erweist sich der Diskurs als

## *Hybridisierung und Theoriebildung*

zutiefst anti-fundamentalistisch. Denn die Resultante der ambipolaren Kritik widerspricht entschieden jedem grundlegenden rassistischen oder kulturellen Antagonismus als pauschalisierend und konstruiert. In ihrer Kernaussage richtet sie sich gegen eine die transkulturelle Vernetzung beschränkende Denkweise, manifest in einem vorherrschenden Konzept sozialer Ordnung, das eindeutige ethnische und kulturelle Zugehörigkeit (und damit virtuelle nationale Homogenität) impliziert und Überschneidungen in der Kategorisierung von einmal definierten sozialen Elementen nicht vorsieht oder regelrecht unterdrückt. – Der latente soziale Druck auf unmissverständliche Identifikation von Migranten, entweder als Adepten europäischer Kultur oder als Vertreter einer damit unvereinbaren Ursprungskultur, wird ad absurdum geführt angesichts der Schilderung von urbanen Realitäten, in denen kulturelle Assimilation ebenso wie deren grundsätzliche Verweigerung zum Scheitern verurteilt erscheinen. Wider alle Einschränkungversuche multiplizieren sich aber Überschneidungen und hybride Mischformen der hartnäckig als segregiert konzipierten Kategorien nicht nur, sondern machen gerade die Attraktion der Metropole aus. Als Lösungsmöglichkeit diesen Widerspruchs konvergieren die Autoren mehr und mehr auf eine hybride Adaptionstrategie für ihre Protagonisten, die angesichts des Problems, zwischen den Kulturen zu stehen, synkretistisch vorgehen und kulturelle Ambivalenz kultivieren, um damit die rigiden Strukturen, mit denen sie sich konfrontiert sehen, zu unterwandern. Indem sie demonstrieren, dass sich selektive Adaption an unterschiedliche Kulturen durchaus vereinbaren lässt, plädieren sie implizit für ein komplexeres Ordnungsprinzip eines pluralistisch verstandenen Sozialsystems, das in seiner Kategorisierung Überschneidungen der überkommenen ethnischen Gruppen ermöglicht sowie die Kreation neuer Untergruppen, die aus dem Prozess kultureller Vermischung hervorgehen. Dieses stellen sie einer vorherrschenden Konzeption gegenüber, von der deutlich wird, dass sie der bestehenden sozialen Komplexität nicht nur nicht gerecht wird, sondern eventuelle Überschneidungen der einmal definierten Kategorien nachhaltig zu beschränken sucht.

Um die Tragweite des Unterschieds der kontrastierten Denkweisen zu ermessen, wie eine Pluralität sozialer Gruppen unterschiedlicher Herkunft und mit vielfältigen kulturellen Identitäten zu einem übergreifenden sozialen Verbund werden soll, ist es hilfreich, auf mathematische Abstraktion zurückzugreifen und sie als unterschiedliche Strukturen von Mengen zu betrachten. Ich möchte in

## *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

diesem Zusammenhang die Theorie von Christopher Alexander anführen, der in seinem Artikel *A City is not a Tree*<sup>2</sup> die mathematischen Grundlagen erläutert und auf stadtplanerische Konzepte bezieht. Seine Argumentation lässt sich, wie ich meine, ebenso zutreffend auf die aktuellen Prozesse sozialer Umgestaltung durch Migration beziehen, wie sie in dem analysierten Diskurs karibischer Schriftsteller geschildert werden, zumal die architektonische Perspektive mit der soziokulturellen gemein hat, dass beide spezifisch urbane Realitäten analysieren.

Alexander versucht in seinem Aufsatz dem Phänomen der Unwirtlichkeit moderner Städte auf den Grund zu gehen und das ordnende Prinzip zu abstrahieren, das gewachsene Städte vielfach auszeichnet und künstliche Planungskonzepte zumeist vermissen lassen. Er stellt in diesem Zusammenhang zwei mathematische Organisationsmuster namens „Baum“ und „Halbverband“ gegenüber, Begriffe, die der kombinatorischen Topologie beziehungsweise der Theorie der Verbände entstammen. Allgemeiner sind beides Namen für Strukturen von Mengen, die unterschiedliche Denkweisen verkörpern, wie eine Ansammlung von kleinen Systemen sich zu einem komplexen System verbindet. Seine These ist, dass eine gewachsene Stadt die Organisationsform eines Halbverbandes aufweist, menschliche Planungskonzepte jedoch hartnäckig zum geistigen Ordnungsprinzip des Baums tendieren. Das Missverhältnis zwischen der sozialen Realität, dass die Stadt – wie schon der Titel seines Essays besagt – keinen „Baum“ darstellt, und einer hartnäckig oktroyierten geistigen Vorstellung (etwa für Planungszwecke) als Baum macht er für resultierende Probleme der Entfremdung in modernen Städten verantwortlich. Seine Theorie erläutert, warum die Stadt nicht in der übersichtlichen Form eines Baums zu organisieren ist, wieso menschliche Vorstellung jedoch so nachdrücklich dazu neigt und welche Konsequenzen dieser Versuch hat.

Um seine Argumentation und insbesondere die Parallelen zum Diskurs karibischer Autoren über Erfahrungen in europäischen Metropolen nachzuvollziehen, führe ich zunächst seine Definitionen der grundlegenden mathematischen Begriffe an.

- Eine Menge ist eine Ansammlung von Elementen, die unter bestimmten Gesichtspunkten als zusammengehörig zu betrachten sind. – Wenn die Elemente einer Menge zusammengehören, weil sie kooperieren oder

---

<sup>2</sup> Christopher Alexander, „A City is not a Tree“ in *Design* (London: Council of Industrial Design), Nr. 206, Feb. 1966, S. 46-55.

## *Hybridisierung und Theoriebildung*

durch innerlich bindende Kräfte in Zusammenhang gebracht werden, bilden sie ein System.

So ist eine Stadt sicher nur als ein kooperatives Zusammenwirken vieler Ansammlungen von Elementen zu begreifen. Liegt aus architektonischer Sicht das Augenmerk vor allem auf Ansammlungen von Elementen wie Häusern, Gärten, Straßen etc., die den physisch unveränderlichen Teil einer Stadt ausmachen und gleichsam als Behälter für die dynamischen Prozesse unzähliger Subsysteme fungieren, so spielen aus sozialer Sicht vor allem Gruppierungen von Menschen und ihre Interaktionen eine Rolle. Doch einerlei, welche Aspekte einer Stadt man herausgreift, immer wird das Bild, das man sich macht, wesentlich von den Untermengen bestimmt, die man als konstitutive Einheiten betrachtet. Denn eine Ansammlung von Mengen von Elementen, die zu einem solchen Bild führt, ist nicht bloß eine amorphe Ansammlung, sondern dadurch, dass Beziehungen zwischen den Untermengen bestehen, wenn diese einmal festgelegt sind, erhält die Ansammlung unwillkürlich eine definierte Struktur. Schon allein die Wahl der Teilmengen stattet die Gesamtheit mit einer ordnenden Struktur aus. Wenn diese bestimmte Bedingungen erfüllt, wird sie als Halbverband bezeichnet, wenn sie andere, weiter einschränkende Bedingungen erfüllt, nennt man sie Baum.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Eine einfache Struktur mit nur einem halben Dutzend Elementen betrachtend, lassen sich die Unterschiede graphisch verdeutlichen. Aus den mit 1, 2, 3, 4, 5, 6 bezeichneten Elementen lassen sich potenziell 56 verschiedene Untermengen bilden, abgesehen von der Gesamtmenge (1,2,3,4,5,6), der leeren Menge  $\emptyset$  und den einelementigen Mengen (1), (2), (3), (4), (5), (6). Wenn man davon beispielsweise die Teilmengen (1,2,3), (3,4), (4,5), (2,3,4), (3,4,5), (1,2,3,4,5), (3,4,5,6) auswählt (genauso wie man bestimmte Einheiten herausgreift, wenn man sich – sei es unter architektonischen oder sozialen Aspekten - ein Bild von einer Stadt macht), so weisen diese an möglichen Beziehungen auf:

- in größeren Mengen vollständig enthalten zu sein,
- nicht verknüpft zu sein (wenn sie keine gemeinsamen Elemente enthalten)
- oder sich mit einer anderen Menge zu überschneiden.

Ersichtlich wird, wie die Wahl von Teilmengen die Gesamtheit mit einer übergeordneten Struktur ausstattet. Sie bildet einen Halbverband, wenn die angeführten Möglichkeiten der Verknüpfung uneingeschränkt zur Anwendung kommen. Sie bildet einen Baum, wenn sie der definierten Einschränkung unterworfen wird, nur ineinander enthaltene oder unverknüpfte Mengen zuzulassen.

Im Diagramm **a** ist jede Menge, die als Einheit ausgewählt wurde, durch eine Linie abgegrenzt, im Diagramm **b** sind die ausgewählten Mengen nach steigender Größe

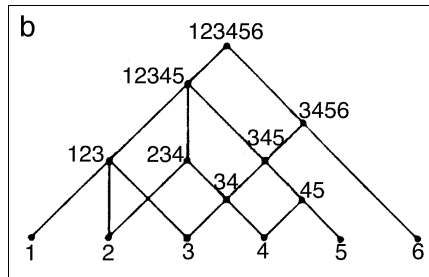
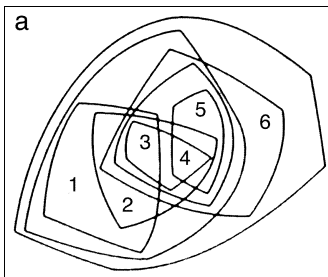
## *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

Die Axiome, die ihre Charakteristiken definieren, lauten:

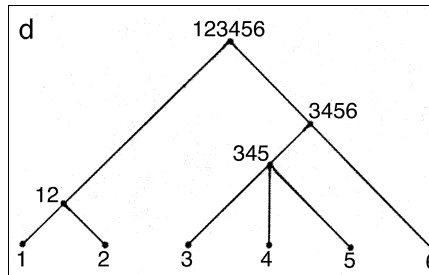
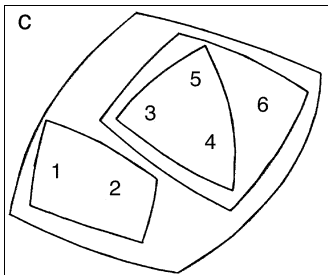
- Eine Ansammlung von Mengen bildet einen Halbverband, wenn und nur wenn wenigstens zwei sich überschneidende Mengen zur Ansammlung gehören und dann jeweils auch die beiden gemeinsame Menge von Elementen zur Ansammlung gehört.
- Eine Ansammlung von Mengen bildet einen Baum, wenn und nur wenn von jeden beliebigen zwei Mengen der Ansammlung entweder die eine vollständig in der anderen enthalten ist, oder beide gänzlich getrennt sind.

angeordnet, so dass immer, wenn eine Menge eine andere enthält (wie (3, 4, 5) (3, 4) enthält), eine vertikale Verbindung von der einen zur anderen führt. Um der Klarheit und der visuellen Ökonomie willen ist es üblich, nur solche Mengen durch Linien zu verbinden, zwischen denen keine weiteren Mengen und Linien angeordnet sind.

Die in Diagramm **a** und **b** dargestellte Struktur ist ein Halbverband, denn sie enthält z. B. die Überschneidungsmenge (3,4) der Teilmengen (2,3,4) und (3,4,5). Das Axiom, das die Charakteristika des Halbverbands definiert, gibt an, dass immer, wo sich zwei Einheiten überschneiden, der Bereich der Überschneidung selbst ein erkennbares Ganzes und daher auch eine Einheit ist.



Die in Diagramm **c** und **d** dargestellte Struktur ist ein Baum. Da das Axiom des Baums die Möglichkeit sich überschneidender Mengen ausschließt, ist die Komplexität der Struktur deutlich reduziert und erscheint als trivial vereinfachter Halbverband.





## *Hybridisierung und Theoriebildung*

Der entscheidende strukturelle Unterschied besteht also in der Zulassung von Überschneidungen der ausgewählten Mengen. Wie einschneidend die Einschränkung sich in struktureller Hinsicht auswirkt, lässt sich daran ermessen, dass ein auf 20 Elementen aufgebauter Baum höchstens 19 weitere Teilmengen dieser Elemente enthalten kann, während ein Halbverband auf derselben Grundlage mehr als eine Million verschiedener Teilmengen enthalten kann. Ein Halbverband stellt demnach potenziell eine weit komplexere Struktur dar als ein Baum. Seine größere Vielfalt – nicht zuletzt, weil die entstehenden Überschneidungsmengen als zusätzliche Einheiten anerkannt und in den Verbund aufgenommen werden – steht einer durch die Einschränkung bewirkten Übersichtlichkeit des Baums gegenüber, in dessen Struktur kein Teil irgendeiner Einheit je mit anderen Einheiten verbunden ist, außer durch das Medium dieser Einheit als Ganzes. Die Tragweite der Einschränkung wird erfassbarer, wenn man sich ihre Bedeutung an einem Beispiel vergegenwärtigt: Den Mitgliedern einer (z.B. ethnischen) Gruppe würde damit das Recht abgesprochen, außerhalb der Gruppe Freundschaften zu schließen, es sei denn, die Gruppe als Ganzes schliesse Freundschaft. Die damit erreichte Disziplinierung, dass der Einzelne gänzlich und exklusiv einer Gruppe zugerechnet wird, erscheint quasi militärisch, wo jeder (anders als im täglichen Leben) vollständig unter der Befehlsgewalt eines Vorgesetzten steht. Die damit verbundene Einbuße an individueller Freiheit liegt auf der Hand.

Alexander legt anhand diverser Beispiele dar, wie stark moderne Planungskonzepte, besonders wenn es um Großprojekte wie Trabantenstädte geht, zu einer Strukturierung als Baum tendieren, und folgert, die strukturelle Übersichtlichkeit von Bäumen entspreche dem zwingenden Verlangen nach klarer und eindeutiger Ordnung. Vor der Komplexität des Halbverbands dagegen, der die Verflechtungen von chaotischen (im Sinne von nonlinearen) Prozessen, wie sie typischerweise das Leben einer Großstadt prägen, besser zu repräsentieren imstande ist, scheue der menschliche Verstand unwillkürlich zurück, weil er sie nicht auf einen Blick erfassen kann. Dabei ist die Zulassung von Überschneidungen, und damit von Doppelsinn und vielfältiger Betrachtungsweise, keineswegs mit weniger Ordnung, sondern vielmehr mit einem komplexeren Ordnungskonzept verbunden. Denn ein Baum enthält nicht nur vergleichsweise wenige der potenziell unterscheidbaren und kombinierbaren Einheiten, sondern es mangelt den ausgesonderten Einheiten auch an Übereinstimmung mit einer komplexeren Wirklichkeit. Umgekehrt lasse sich die

## Plädoyer für kulturelle Hybridisierung

Realität, die eine Stadt erst lebendig macht, nur bruchstückhaft in der rigiden Vorstellung des Baums repräsentieren.

Die offenkundige Vorliebe für den Baum erklärt er mit der Art, wie der menschliche Verstand arbeitet. Weil er Komplexität nicht auf bequemere Weise erfassen könne, habe er eine ausgeprägte Voreingenommenheit dafür, geistige Konstrukte in Form von Bäumen zu gliedern, und befließige sich bevorzugt jenes gedanklichen Kunstgriffs, der einen klaren und einfachen Weg anbietet, ein komplexes Ganzes in Einheiten zu zerlegen, auch wenn die tatsächliche Struktur der Gegebenheiten dadurch rigoros vereinfacht werde. Der übersichtliche Baum ist auf einen Blick erfassbar und daher geistig leicht zu handhaben, während die Komplexität eines Halbverbands die menschliche Kapazität übersteigt, das ordnende Prinzip in einem Gedankengang zu erfassen. Analog zur Unmöglichkeit, einen Gegenstand gleichzeitig in mehr als einen Behälter zu legen, verhinderten eingefleischte Denkmuster es auch, ein geistiges Konstrukt gleichzeitig mehr als einer Kategorie zuzuordnen, obwohl Überschneidungen dieser Art durchaus alltäglicher Erfahrung entsprechen. Gestützt auf Erkenntnisse der Wahrnehmungspsychologie, die sich mit dem Gruppieren und Kategorisieren als grundlegenden geistigen Vorgängen befasst, erklärt er die profunde Intoleranz gegenüber Vielschichtigkeit und Ambivalenz mit einem essenziellen Bedürfnis des Organismus, die verwirrende Komplexität seiner Umgebungswahrnehmung auf ein handhabbares Maß zu reduzieren, indem Schranken zwischen verschiedenen Ereignissen errichtet werden. Untermauert wird die Erklärung mit Untersuchungsergebnissen, die belegen, dass bei Menschen im allgemeinen die unterschwellige Tendenz besteht, die Wahrnehmung komplexer Organisationsmuster geistig in sich nicht überschneidende Einheiten zu reorganisieren. Die Komplexität eines Halbverbands wird dabei unwillkürlich in die einfachere Struktur des Baums aufgelöst.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> verdeutlichend, dass die Struktur des Halbverbands nicht in eine vorstellbare Form für einen einzigen Gedankengang zu konvertieren ist, sondern man intuitiv auf eine Anordnung in Baumstruktur zurückgreift, wird ein prägnantes Beispiel zum Selbstversuch angeführt, das hier nicht vorenthalten werden soll:

Es gilt, sich die folgenden vier Objekte vorzustellen und einzuprägen: eine Orange, eine Melone, einen Tennisball und einen (amerikanischen) *Football*. Um sie leichter im Gedächtnis zu behalten, wird man sie unwillkürlich zusammenfassen und gruppieren. Die einen werden eine Kategorie der "Früchte" bilden und eine der "Bälle". Wer sich eher optisch orientiert, wird eine Kategorie der "kleinen kugelförmigen Sphären" (Orange und Tennisball) der von "größeren eiförmigen Sphären"

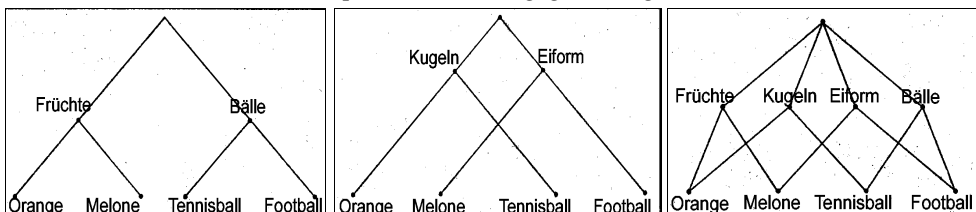
## Hybridisierung und Theoriebildung

Doch entfernt davon, die beschränkte Kapazität menschlichen Verstandes als Legitimation für eine beschränkende Konzeption geistiger Konstrukte gelten zu lassen, argumentiert er kritisch, die unzweifelhaft wesentliche Funktion des Geistes, verwirrende Vielfalt durch den geistigen Kunstgriff einer Kategorisierung von beteiligten Elementen unter Ausschluss von ambivalenter Zugehörigkeit zu reduzieren, lähme nicht nur die Vorstellung, sondern wirke sich in ihren Konsequenzen auch einschneidend auf die Produkte menschlicher Gestaltung (wie Stadtplanung oder Sozialpolitik) und damit auf die in den geschaffenen Strukturen stattfindenden Lebensprozesse aus. Denn immer wenn als ordnendes Prinzip dafür der Baum maßgeblich sei, handle man strukturelle Reichhaltigkeit und vielfältige Vernetzung der geordneten Elemente (wie sie für lebende Organismen kennzeichnend sind) gegen eine imaginäre Simplizität ein. Die triviale Vereinfachung überzeugt vor allem jene, die – wie Planer, Administratoren oder militärische Befehlshaber – die Beherrschbarkeit der organisierten Einheiten über die Unabsehbarkeit gestalterischer Freiheit unter Maßgabe komplexer Überschneidungen setzen. Auch wenn der Baum die einfachste Konzeption komplexer Organisation darstelle, müsse sich die Vorstellung am Konzept des Halbverbands als strukturbildendem Prinzip orientieren, wenn es – wie in der Architektur von Städten (oder von Sozialsystemen) – um „Behälter für Leben“ gehe. „Denn eine Stadt ist kein, kann kein und darf kein Baum sein....Wenn der

---

gegenüberstellen (Melone und *Football*). Einige werden vielleicht beide Gruppierungen erwägen.

Jede Gruppierung für sich bildet einen Baum, beide zusammen einen Halbverband. Bei dem Versuch, sich die beiden äquivalenten Gruppierungen in einer (ambivalenten) Anordnung vorzustellen, wird man feststellen, dass man sich alle vier Kategorien nicht gleichzeitig vorstellen kann, weil sie sich überschneiden. Man kann sich abwechselnd ein Paar und das andere in einer Anordnung vergegenwärtigen und sich vielleicht durch rapiden Wechsel von einer Vorstellung zur anderen glauben machen, simultan beide zu erfassen, aber de facto lässt sie sich nur in zwei Schritten synthetisieren. In einem einzigen Gedankengang lässt sich nur das übersichtliche Konzept des Baums vergegenwärtigen.



### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

Behälter die in ihm enthaltenen Überschneidungen auflöst, weil er als Baum konzipiert ist, so....wird das ihm anvertraute Leben davon in Stücke zerschnitten“.

Allerdings lässt die Erkenntnis, dass es in Bezug auf die Konzeption von lebensförderlichen Strukturen erforderlich sei, sich vom Denkmodell des Halbverbands leiten zu lassen, eingestandenermaßen offen, welche Überschneidungen aus der immensen Vielfalt von Möglichkeiten es im konkreten Fall wert sind, realisiert zu werden. Denn deren größtmögliche Dichte könne auch ein Chaos wie in einer Mülltonne erzeugen. Vielmehr gelte es, Überschneidungen auszuwählen, die auch sinnvoll sind.

Das Fazit von Alexanders Argumentation besagt demnach, und darin konvergiert er mit dem betrachteten Diskurs karibischer Autoren in Bezug auf die Architektur globalisierter Gesellschaften: Wenn sich die im einzelnen zu realisierenden Überschneidungen auch letztlich nicht deterministisch planen, ja nicht einmal genau vorhersehen lassen, (sondern, in der Terminologie der Chaostheorie ausgedrückt, in einem erratischen, nonlinearen Prozess der Selbstorganisation entstehen, sensitiv gegenüber seinen Anfangsbedingungen), so ist die strukturelle Vorgabe, dass Überschneidungen vorgesehen und zugelassen sind, doch unabdingliche Voraussetzung dafür, dass die in Situationen fern stabilen Gleichgewichts angeregte Selbstorganisation zu einer komplexeren Form der Organisation (und nicht zu einer perpetuellen Krise) führt.<sup>5</sup>

### **3.2.3 Globalization and Ethnicity**

Wenngleich der Rekurs auf mathematische Konzepte, wie die Theorie der Verbände oder Chaos, auch im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften kein isoliertes Phänomen mehr darstellt, ist gerade unter karibischen Kulturtheoretikern in jüngerer Zeit eine gewisse Affinität dazu festzustellen. Das bedeutet weniger, dass mathematische Operationen in einem formalisierten Sinn auf die Interpretation von Phänomenen wie Kulturvermischung oder Globalisierung angewandt werden, sondern eher stellen die zu Grunde liegenden Denkmuster eine Inspiration dar, die sinnbildlich adaptiert wird, wie etwa von Antonio Benítez Rojo die Chaostheorie oder von Édouard Glissant der Begriff

---

<sup>5</sup> Zu einer Interpretation von Chaos als kreativer und heilsamer Unordnung, die mittels Selbstorganisation auf einen Zustand komplexerer Ordnung zustrebt und auch auf Prozesse kultureller Evolution anwendbar ist, vgl. Alexander J. Argyros, *A Blessed Rage for Order* (1991), S. 325 – 331.

## Hybridisierung und Theoriebildung

„Rhizom“, der auf die Theorie der Verbände verweist.<sup>6</sup>

Benítez Rojo zieht Erkenntnisse der Chaosforschung heran<sup>7</sup>, um Hybridität und Synkretismus karibischer Kulturen als stabiles Charakteristikum zu erklären, analog zu einem *strange attractor*, um den nonlineare Systeme (dargestellt in einem Phasenraum-Diagramm) vielfach zu kreisen scheinen, indem sie in stets modifizierter und daher im einzelnen unvorhersehbaren Weise dazu zurückkehren. Insofern als seine Theorie sich vor allem auf die Frage nach karibischer Identität bezieht, die aus der Überschneidung einer Vielzahl von Kulturen unter dem Druck der Plantagenökonomie zustande kam, ist sie hier nur am Rande von Bedeutung, und zwar in der Hinsicht, dass sie die besondere Prägung nicht nur von Kubanern, sondern auch Westindern, Antillanern etc. von vielfältiger und in ihren Auswirkungen stets unvorhersehbarer Kulturvermischung herausstellt und darüber hinaus die gleichsam avantgardistische Stellung begründet, die ihnen in Zeiten fortschreitender Globalisierung auf Grund dieses Erfahrungsvorsprungs zukommt. In Termini der Strukturen von Mengen betrachtet, ist die Überschneidung unterschiedlicher Kulturen konstitutiv für „*Caribbeanness*“.

In Bezug auf die weltweit fortschreitende Globalisierung impliziert die Argumentation, dass ihre Vertreter auf Grund der Verinnerlichung eines synkretistischen Verständnisses von Kultur jenen, die an einer eindeutigen und unveränderlichen Identität festhalten, etwas voraus haben. Im Diskurs über karibische Migration nach Europa findet sich dies insofern bestätigt, als die Autoren mit ihrer durchwegs anti-fundamentalistischen Rhetorik, die statt auf ethnische Abgrenzung und radikalen Widerstand konsequent auf eine die vorgefundene Ausgrenzung von europäischer Seite unterwandernde Adaptionstrategie rekurriert, eine komplexere, pluralistische Sozialarchitektur entwerfen.

Um die Relevanz zu unterstreichen, die den gemäß Alexander zitierten strukturellen Unterscheidungen im Konflikt von kulturell vereinheitlichender Globalisierung mit einer wieder erwachenden Ethnizität beizumessen ist, sollen

---

<sup>6</sup> vgl. Keith Alan Sprouse, „Chaos and Rhizome: Introduction to a Caribbean Poetics“ in *A History of Literature in the Caribbean*, Vol 3 (1997)

<sup>7</sup> Antonio Benítez Rojo, *La isla que se repite / The Repeating Island* (1989/1992)

## *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

die Beiträge des Soziologen Stuart Hall in Bezug auf die Internationalisierung von London herausgegriffen werden. Seine kritische Perspektive der sozio-politischen Problematik, eine Menge unterschiedlicher Kultursysteme im Zuge von wirtschaftlicher Globalisierung und Migration von der ehemals kolonialen Peripherie in die Metropole zu einem komplexen Sozialsystem zu verbinden, macht ihn ebenso zu einem Vordenker für die Überwindung des Konzepts homogener Nationalstaaten, das er für anachronistisch hält, wie zu einem Gegner asymmetrischer Globalisierung. Obwohl er sich eher postmoderner als mathematischer Konzepte bedient, geht es ihm unmissverständlich um eine kritische Einschätzung vorherrschender Konzepte in Baumstruktur, mit der er die Entwicklung einer pluralistischen Sozialarchitektur kontrastiert, in der ethnische wie kulturelle Überschneidungen vorzusehen und zu befürworten sind.<sup>8</sup>

Hall sieht Globalisierung keineswegs als neuen Trend, sondern führt ihn auf imperialistische Wurzeln zurück. Unter britischer Kolonialhegemonie, so seine Argumentation, ließ sich *Britishness* als weltweit einheitliche Identität konstruieren – eine Fiktion, an der auch nach dem Absinken auf den Rang einer sekundären Weltmacht hartnäckig festgehalten werde, obgleich England inzwischen selbst gezwungen sei, sich einer Internationalisierung zu öffnen, die die imaginäre kulturelle Homogenität der Nation längst irreversibel transformiert habe. Dazu habe zum einen die nach dem Zweiten Weltkrieg notwendige Anwerbung von Arbeitsmigration zur Beseitigung von Kriegsschäden und zum Wiederaufbau der Wirtschaft beigetragen, zum anderen die seit der Rezession der 70er Jahre erfolgte Öffnung gegenüber dem globalen Markt und die damit verbundene Einladung fremden Kapitals, dem notgedrungen weitgehende Freiheiten einzuräumen waren. Statt konstruktive Bemühungen um eine Überwindung des nationalstaatlichen Konzepts einzuleiten, rief die Erosion nationaler Homogenität jedoch defensive Reaktionen in Form von abschottendem kulturellen Exklusivismus hervor, der sich zunehmend auch in einer Regression zu offenem Rassismus manifestiere. Dabei sei an einer Auflösung des nationalstaatlichen Konzepts kaum mehr zu rütteln, schon wegen der als wirtschaftlich notwendig verfochtenen Globalisierung. Denn so sehr in diesem Zusammenhang auch auf eine weltweite Expansion westlicher Kultur spekuliert werde, die die Welt nach US-amerikanischem Vorbild homogenisieren

---

<sup>8</sup> Stuart Hall, "The Local and the Global: Globalization and Ethnicity" und "Old and New Identities, Old and New Ethnicities" in *Culture, Globalization and the World-System: Contemporary Conditions for the Representation of Identity* (1991)

## *Hybridisierung und Theoriebildung*

soll, zeige sich doch, dass durch die Einbeziehung anderer kultureller Einflüsse rückwirkend unweigerlich auch mit einer Differenzierung der kulturellen euro-amerikanischen Prädominanz zu rechnen sei. Um eine globale Position zu erringen, seien multinationale Kapitalträger darauf angewiesen, gewisse Kompromisse einzugehen und Abweichungen vom „internationalen Standard“ in Kauf zu nehmen. Ein postmodernes Konzept kultureller Vielfalt sieht Hall dennoch nicht von selbst, sondern nur in einem konfliktiven dialektischen Prozess entstehen. Als Reaktion auf eine asymmetrisch konzipierte Globalisierung im Sinne multinationaler Konzerne, bei der die Beherrschbarkeit unterschiedlicher Ethnien nach wie vor bevorzugt durch hierarchische Strukturierung erfolge und entsprechend von den Ausgebeuteten in Auflehnung gegen die einseitige Funktionalisierung auf ethnische Abgrenzung rekurriert werde, komme es zu einer Revitalisierung von Regionalismus und Ethnizität. Die allerorten auflebende Ethnizität wende sich dialektisch gegen eine anonyme, entpersönlichte, globalisierte Welt und führe in einer Rückbesinnung auf Regionalismus und kulturelle Wurzeln Widerstände dagegen ins Feld, die bis zu radikaler Verweigerung und fundamentalistischer Militanz gehen, aber auch unübersehbare Tendenzen der Hybridisierung und kulturellen *Crossovers* hervorbringen. In diesem Zusammenhang würden neue Gemeinschaften, neue Lebensstile, neue Geschlechterrollen, neue Regionalismen etc. erfunden, die die Tendenz kultureller Vereinheitlichung mit einer Multiplikation neuer Differenzen kontern.

Während ethnische Abgrenzung und Polarisierung oder auch Unterordnung und Angleichung für Hall das „alte Konzept“ einer eindeutigen, essenziellen Identität verkörpern, in dem sich unschwer der Baum als ordnende Struktur erkennen lässt, sieht er dessen Prädominanz und die damit verbundene rigide Vereinheitlichung neuerdings zunehmend in Frage gestellt und diversifiziert von kulturübergreifenden Phänomenen, in deren Kontext Identität eher als Kreuzungspunkt oder als Überschneidungsmenge unterschiedlicher kultureller Einflüsse anzusehen ist. Eine kollektive Identität, in der jeder einzelne sich exklusiv einer Rasse, einer Nation, einer Kultur, einer Klasse, einer Geschlechterrolle zugehörig fühlt, erodiert zusehends und zieht auch das Konzept einer Moderne in Mitleidenschaft, das Fortschritt unauflöslich mit euro-amerikanischer Kultur identifiziert. Zwar verschwinden die eingefleischten Strukturen dadurch nicht ohne weiteres, sondern werden allenfalls allmählich ausgehöhlt und unterwandert, aber es werde immer deutlicher, dass sie nicht in der Lage seien, mit der steigenden Komplexität der sozialen Gegebenheiten in

## Plädoyer für kulturelle Hybridisierung

Bezug auf veränderliche und ambivalente Identitäten Schritt zu halten.

Die Transformation der Sozialstruktur erläutert Hall am Beispiel der Geschichte der „schwarzen Diaspora“ in England nach dem Zweiten Weltkrieg, die nicht nur wesentlich zu dieser Entwicklung beigetragen habe, sondern sie auch selbst verkörpere. Ausgegrenzt von der kollektiven Identität der weißen Mehrheit, habe sich zunächst ein defensiver Geist der *Community* von rassistisch Stigmatisierten bemächtigt. Auf der Suche nach einer kollektiven Identität als Basis für die Mobilisierung politischen Widerstands habe man den Terminus gemeinsamer Stigmatisierung aufgegriffen und „*Black*“ in Umkehrung der selbst in der Karibik negativen Konnotation (die eher zu umschreibender Differenzierung von Farbschattierungen veranlasst) erstmals positiv besetzt, um solidarisch der Opposition gegen eine von europäischer Seite verleugnete Diskrimination Ausdruck zu verleihen. *Black Experience*, *Black Culture*, *Black Politics* einten in den 70er Jahren Migranten afrikanischer, karibischer und streckenweise sogar asiatischer Herkunft. Um eines schlagkräftigen Zusammenhalts willen wurden ethnische Differenzen zurückgestellt, zumal es als Prinzip europäischer Vorherrschaft erkannt wurde, die Beherrschten gegen einander auszuspielen. Im Dienst anti-rassistischer Kampagnen griff man zur Übersteigerung gängiger Simplifizierung. Auch hinter Avancen unter dem Schlagwort multikultureller Öffnung vermutete man nicht ganz zu Unrecht ein heuchlerisches Konzept, das auf assimilierende Integration angelegt sei. Doch die Propaganda für eine *Black Identity*, die zunächst nur einen übermächtigen Widersacher zu Verhandlungsbereitschaft motivieren sollte, erwies sich bald auch als gefährlich für die interne Struktur. Denn sie leistete in gelegentlich fundamentalistisch anmutender Militanz auch der Verhärtung polarisierter Fronten und einer internen Imitation rigider Ordnung Vorschub, indem eine ideologisch geboten erscheinende rassische Solidarität zu interner Disziplinierung ausgenutzt wurde. So fanden etwa Frauen Grund zur Rebellion dagegen, in subordinierter Rolle fixiert zu werden. In der Folge interner Auseinandersetzungen kam es zu einer Differenzierung, die zwar die monolithische Identität der Ausgegrenzten graduell auflöste und neuerlicher ethnischer Diversifizierung Raum gab, aber im Sinn einer höheren strukturellen Komplexität, die sich überschneidende, ambivalente Kategorisierung erlaube. So habe besonders die Generation der Enkel karibischer Migranten nicht nur karibische Identität wieder entdeckt, sondern auch mit der lokalen Situation in Europa unter dem Eigenstereotyp *Black British* hybride vereint.



### **3.2.4 *Modernity and Double Consciousness***

Während Hall den hybridisierenden Impact karibischer Migration nach London herausstellt und als Paradigma einer symmetrischen Globalisierung wertet, erkennt der Kulturtheoretiker Paul Gilroy zwar ebenfalls Ansätze der Entwicklung komplexer Sozialstrukturen durch hybride und synkretistische Formationen. Aber er zeigt sich weniger überzeugt von einer historischen Wende unter postmodernen Vorzeichen. Denn die Tendenz erscheint ihm angefochten durch einen erstarkenden reaktionären Konsens, der sich gewaltsam über eine Hybridisierung hinwegzusetzen und eine Polarisierung in unüberbrückbare Gegensätze zu erzwingen droht. Daher sieht er sich eher zu einem kritischen Appell veranlasst, der sich nicht nur gegen euro-amerikanischen Ethnozentrismus, sondern vor allem an die Diaspora der davon Ausgegrenzten wendet, die in ihrem Widerstand um eine konsolidierende Identität ringen und sich nur allzu leicht mit einer Umkehrung der Machtverhältnisse zufrieden gäben, statt eine Transformation der beschränkenden Sozialstruktur anzustreben. Wenn er für eine kulturübergreifende Orientierung plädiert, beruft er sich weniger auf die Philosophie der Postmoderne, die er mit gewisser Skepsis betrachtet, sondern bedient sich eher naturwissenschaftlich inspirierter Terminologie, um etwa exemplarisches Kulturschaffen in der karibischen Diaspora in England und den USA als fraktal und rhizomartig zu charakterisieren oder mit dem von der Ökologie inspirierten Konzept nachhaltiger Entwicklung in Verbindung zu bringen. Obgleich er sich in seiner Analyse der kulturellen Entwicklung vorzugsweise auf musikalische Tendenzen stützt, konvergiert sie insofern mit dem Tenor des Diskurses karibischer Schriftsteller, als sinngemäß ebenfalls für eine Orientierung am Denkkonzept des Halbverbands plädiert wird, statt leichtfertig der Verlockung einer polarisierenden Strukturierung in Form des Baums nachzugeben.<sup>9</sup>

Gilroy argumentiert, dass es für Weiße wie Schwarze an der Zeit sei, die Obsession mit rassistischer Reinheit und kultureller Authentizität zu überwinden und sich angesichts einer durch Internationalisierung und Globalisierung weltweit zunehmenden sozialen Komplexität mit rassistischer Vermischung und kultureller Hybridisierung zu befreunden, gegen die es nach wie vor eingefleischte

---

<sup>9</sup> Paul Gilroy, *The Black Atlantic: Modernity and Double Consciousness* (1993)

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

Widerstände gebe. Als Beispiel, das in ihm gewisse Hoffnung inspiriert, führt er eine durch Migration initiierte, aber längst nicht exklusiv schwarze, sondern internationale und transkulturelle Formation an, die den Atlantik überspanne, indem sie die Karibik, Westafrika, die USA, Kanada und England einbeziehe. Entsprechend seien britische, karibische, afrikanische und US-amerikanische Kulturelemente eingeflossen, deren Überschneidung eine neue, kulturell zusammenhängende Einheit kreierte, die er *Black Atlantic* nennt. In der europäischen und amerikanischen Diaspora sieht er eine Gegenkultur zu einer sich als universalistisch verstehenden Moderne aufkommen. Grundlegend dafür sei nicht nur jene als vitalisierend begriffene Mischung der Kulturen, sondern vor allem ein Doppelbewusstsein, das die Ambivalenz, zwischen antagonistisch definierten Fronten zu stehen, kreativ nutzbar macht und aus sich überschneidenden Einflüssen in Form von Mehrsprachigkeit und polizentrischer Orientierung einen vielfältigen kulturellen Reichtum schöpft. Beispiele für die schöpferisch befruchtende Vereinbarung kultureller Unterschiede präsentieren sich ihm vor allem in Form musikalischen, aber auch literarischen *Crossovers*.

Obwohl sich überschneidende kulturelle Einflüsse und Phänomene von Synkretismus sowie eine resultierende Hybridisierung der beteiligten Kulturen bis weit in die Kolonialzeit zurückverfolgen ließen, herrschten gerade auf kulturellem Gebiet, was wissenschaftliche und politische Bestrebungen betrifft, immer noch abgrenzende und partikularistische Betrachtungsweisen vor. Während eine grenzüberschreitende Betrachtung politischer und ökonomischer Wechselbeziehungen, inspiriert vom Beispiel systemischer Betrachtung bei Ökologen, längst etabliert sei, lasse sich in kultureller Hinsicht eine Politik neuer Ethnizität verzeichnen, der Überschneidungen als illegitim gelten. So werde England Zeuge einer morbiden Zelebration von Nationalismus und *Britishness*, seit die Reinheit dieser Werte von der Migration aus den ehemaligen Kolonien in Frage gestellt wird. Aber auch seitens der als farbig stigmatisierten Migranten komme es in der Auseinandersetzung damit und unter dem Einfluss afroamerikanischer Vordenker vermehrt zu einer Rückbesinnung auf essenzielle kulturelle Werte, zu nationalistischen Bestrebungen und zu einem exklusivistischen Verständnis von Identität. Subjektivität und Ethnozentrismus der Moderne könnten angesichts dessen keineswegs als überwunden gelten, weder bezüglich kulturwissenschaftlicher Analysen noch politischer Ideologien. Die Komplexität sozialer Wirklichkeit dagegen disqualifiziere dieses Festhalten an rigiden Denkstrukturen als beschränkt und inkompatibel und präsentiere vielfältige

## *Hybridisierung und Theoriebildung*

Ansätze zu ihrer Überwindung.

Der akademischen Debatte über das Konzept der Moderne und dessen Ablösung von einer Postmoderne, in der die kulturelle Dominanz der hoch entwickelten Länder über den Rest der Welt in Frage gestellt werde, misst er in diesem Zusammenhang nur untergeordnete Bedeutung bei. Denn so berechtigt ihm Kritik an abendländischem Rationalismus und dessen universalistischem Anspruch auf die treibende Kraft des Fortschritts auch erscheint, hegt er doch Zweifel an einer enthusiastisch beschworenen Krise der Moderne, die ihm in ihrer Periodisierung eher prophetisch als ausreichend begründet anmutet. Vielmehr sieht er darin eine Krise von Intellektuellen, denen mit dem Zerplatzen der Hoffnungen auf eine klassenlose Gesellschaft die Orientierung abhanden gekommen sei, zumal das fortwirkende Interesse an einer Subordination der vom Fortschritt Ausgeschlossenen bei ihnen wenig Beachtung findet und die Verhältnisse in europäischen Metropolen als kosmopolitisch gefeiert werden, ohne die gleichzeitig ungebrochene Systematik von Ausgrenzung und Unterdrückung zur Kenntnis zu nehmen.

Exemplarisch die karibische Migration nach England betrachtend, weist er darauf hin, wie Hostilitäten und Marginalisierung die überwiegend anpassungsbereiten Migranten der Nachkriegszeit zu einer Wiedererfindung von Ethnizität nötigten, bei der Rasse zum unifizierenden Faktor wurde, weil er ihrer Ausgrenzung zu Grunde lag. Selbstbewusste *Blackness* sei im europäischen Untergrund mühevoll erarbeitet worden und habe sich mittlerweile vom afroamerikanischen Vorbild emanzipiert, wenn jahrelange Militanz auch zu einem ähnlich konfliktiven Verhältnis zwischen den Geschlechtern geführt habe. Doch ein Kult des Machismus, den die gegen weiße Oppressoren Militierenden in Kompensation für erlittene Unterdrückung pflegten, sei nicht das einzige Indiz eines Trends zu einem kulturellen Absolutismus. Die tief verwurzelte Sehnsucht nach einer rassischen Besonderheit, die ihnen durch negative Stereotypisierung von europäischer Seite konstant abgesprochen wurde, habe bei der Einwanderergeneration zu einer Rückkehrwelle geführt und bei der in England aufgewachsenen Folgegeneration zu einem totalisierenden, afrozentrischen Konzept „schwarzer Kultur“. Erst in jüngster Zeit sei das unifizierende Element der Hautfarbe dabei, einem differenzierenden, pluralistischen Konzept kultureller Unterschiede zu weichen. Andererseits stelle vordergründig betonte Ethnizität nur eine utopische Kampffideologie dar und entspreche nicht der gemeinschaftlichen Alltagskultur. Die Subkultur der Diaspora, bestimmt von karibischen,

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

afrikanischen und afroamerikanischen Elementen, finde repräsentativer in der Musik ihren Ausdruck, deren kulturelle Muster über die proklamierte Afrikanisierung hinausgehen und Überschneidung sowie Vermischung als charakteristisch erkennen lassen – sei es in Reggae, Soul, HipHop, Mixing oder Scratching. Dennoch sei die Idee der Diaspora, die ambivalente Identität und kulturellen Synkretismus impliziert, indem sowohl die Herkunfts- als auch die metropolitane Kultur adaptiert werde, zugunsten neuer Ethnizität nach afro-amerikanischem Muster weitgehend ins Hintertreffen geraten, dem gemäß kulturelle Amalgamierung als illegitim betrachtet wird.

So viel Verständnis Gilroy auf Grund der stetigen Konfrontation von Schwarzen mit Rassismus in der Diaspora auch für die Sehnsucht nach kulturellen Wurzeln und einer eigenen, unverwechselbaren Identität aufbringt, hält er die interne Opposition der koexistierenden kulturpolitischen Strömungen von pluralistischer versus rassistisch exklusivistischer oder essenzialistischer Orientierung doch für kontraproduktiv. Unzweifelhaft sei die Besinnung auf eigene Traditionen und das Streben nach kultureller wie politischer Autonomie wesentlich, um die erfahrenen rassistischen Demütigungen zu überkommen. Aber einem abgelehnten Eurozentrismus reziprok eine damit unvereinbare afrozentrische Partikularität entgegenzusetzen, die pauschal auch der als Bedrohung der eigenen Identität angesehenen Modernität den Rücken kehrt, hält er für desorientiert. Der Überzeugung, dass die erarbeitete Identität schwarzer Besonderheit durch kulturelle Vermischung kompromittiert werde und Reinerhaltung des Eigenen die Basis rassistischer Solidarität darstelle, hält er die durch Hybridisierung entstandenen und weltweit einflussreichen Trends „schwarzer“ Musik entgegen, wie etwa Reggae oder HipHop, die sich aus der Diaspora auch nach Afrika verbreiten. Er endet mit einem Appell, sich nicht auf exklusivistische Traditionspflege und eine Suche nach kulturellen Wurzeln einzuschwören und sich von der Furcht lähmen zu lassen, dass die Integrität schwarzer Partikularität kompromittiert werden könne. Denn eine größere Gefahr als der vermeintliche Verlust von Authentizität durch kulturelle Vermischung oder ambivalente Zugehörigkeit stelle die Imitation einer dies ausschließenden Denkweise dar. In Kritik dessen verteidigt er die Legitimität einer von schwarz und weiß gleichermaßen als subversiv angefeindeten kulturellen Hybridisierung sowie ihrer vielfältigen, veränderlichen Produkte als so unvermeidlich wie begrüßenswert, und betont, es sei eine Antwort auf Rassismus erforderlich, die nicht das Konzept von Rasse bestätigt.

Mit seiner kritischen Analyse und dem inständigen Appell an die Diaspora, sich am kreativen Zusammenspiel unterschiedlicher Musiktraditionen ein Beispiel zu nehmen, um zu komplexeren sozialen Ordnungsstrukturen zu finden, weist Gilroy implizit natürlich auch darauf hin, wie nachhaltig von Rassismus belastet das Verhältnis zwischen den Ethnien ist und in welcher Gefahr der Segregation in unüberbrückbare Gegensätze und damit perpetuelle Konflikte, sollte eine baumartig strukturierende Denkweise und nicht ein Überschneidungen begünstigender Halbverband als ordnendes Prinzip in einer globalisierten Welt die Oberhand behalten.

### 3.2.5 *Le monde entier se creolise*

Gilroy richtet sich mit seinem Plädoyer für kulturelle Hybridisierung vorwiegend an die schwarze Diaspora in England und Amerika, die er zu einem kulturübergreifenden Selbstverständnis als atlantische Formation anregt, und wird damit vergleichsweise lokal wirksam (im Sinne von innerhalb einer Gemeinschaft, deren Zusammengehörigkeit er proklamiert), wenn man davon absieht, dass er allgemein eine kulturwissenschaftliche Betrachtungsweise über nationale und sprachliche Grenzen hinaus fordert. Der antillanische *Romancier* und Essayist Édouard Glissant stellt dagegen besonders die globale Bedeutung des Halbverbands als strukturbildendes Prinzip heraus. Das Beispiel der Karibik sieht er in dieser Hinsicht als richtungsweisend für aktuelle Tendenzen kulturellen *Crossover*. Denn Kreolisierung, wie sie in der Karibik stattgefunden hat, stellt für ihn das Paradigma einer symmetrischen Globalisierung dar, in der Kulturen sich gegenseitig befruchten. Karibischer Migration fällt unter dieser Prämisse die Rolle eines Wegbereiters zu. Vor allem Kulturschaffende will er zur Dissemination eines avantgardistischen Verständnisses von Kreolisierung anregen und insbesondere Literaten, denen die Aufgabe zukomme, eine Vorstellung von der Vereinbarkeit von Kulturen zu propagieren.

Seine essayistischen Schriftenkreisen seit der Veröffentlichung von *Le Discours Antillais* immer wieder um die Möglichkeiten einer pluralistischen Ordnung von Kulturen.<sup>10</sup> Traten Völker erstmals im Zuge europäischer

---

<sup>10</sup> Édouard Glissant, *Le Discours Antillais* (1981); *Poétique de la Relation* (1990); *Introduction à une Poétique du Divers* (1996); *Traité du Tout-Monde* (1997)

## *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

Kolonisierung global miteinander in Kontakt, so wurden in der Folge ihre Kulturen so unfreiwillig wie irreversibel verquickt: ein Prozess, der aktuell sowohl durch wirtschaftliche Globalisierung als auch Migration aus einer abhängigen Peripherie in die Zentren von Macht und Reichtum noch intensiviert wird. – Wenn er sich auch mathematischer Termini weitgehendst enthält, sondern – inspiriert von Gil Deleuze's und Felix Guattaris gleichnamiger Streitschrift – die bildhafte Metapher „Rhizom“ für eine vernetzende Strukturierung setzt oder den Begriff „archipelische Denkweise“ prägt, umschreibt er damit doch nichts anderes als die Struktur des Halbverbands, zumal der Terminus Rhizom schon bei Deleuze und Guattari explizit mit der Struktur des Baums kontrastiert wird.<sup>11</sup>

In seinem Essay *Discours Antillais* hat er noch primär antillanische Selbstfindung im Blick, wenn er für die Akzeptanz einer kreolischen Identität spricht, die sich nicht aus einer Wurzel herleitet, sondern auf einem vielfältigen Wurzelgeflecht – dem Rhizom – basiert, und dafür plädiert, dies als eine auszeichnende Besonderheit zu verstehen statt als Bastardisierung französischer Kultur, wie unter der Kolonialherrschaft eingeredet. Angesichts wachsender Migrationsströme sowie unübersehbarer Internationalisierung der Metropolen gewinnt Glissants Argument in späteren Essays an Breite, wenn er das Paradigma der Kreolisierung als bedeutungsvoll für eine Welt im Begriff der Globalisierung proklamiert. Dem liegt die Beobachtung zu Grunde, dass derzeit im Weltmaßstab etwas ähnliches passiert wie ehemals auf den Plantagen der Karibik, nämlich eine synkretistische Vermischung von Kulturen, gegen die sich von Seiten der Herrschenden verzweifelter Widerstand regt. Analog fühlt man sich nicht ganz von ungefähr daran erinnert, dass schon unter Kolonialherrschaft politische Repression von kultureller wie rassistischer „Bastardisierung“ mit dem fürsorglich deklarierten (doch letztlich als fruchtlos überführten) Bestreben legitimiert wurde, einem befürchteten Chaos zu wehren und eine beherrschbare Struktur zu gewährleisten.

Um Glissants Theorie zu subsumieren, soweit sie für die Interpretation des betrachteten Diskurses über Migration relevant erscheint, stütze ich mich im Folgenden vor allem auf die „Einführung in eine Poetik des Unterschiedlichen“ sowie sein „Traktat über die Welt“.

---

<sup>11</sup> Gil Deleuze/Felix Guattari, *Rhizome, Introduction* (1976)

## *Hybridisierung und Theoriebildung*

Glissant führt an, in der Karibik herrsche seit der Kolonisierung eine synkretistische Praxis, in der sich Elemente gänzlich verschiedener Kulturen vermischen und die unvorhersehbarsten Varianten zeitigen. Die kreolische Realität werde bestimmt von einem stetigen Prozess diversifizierender Hybridisierung. Diese Kreolisierung nahm auf den Plantagen ihren Anfang, und zwar indem die europäische Absicht, rivalisierende Kulturen entweder auszurotten oder zu unterwerfen und anzugleichen, von den Versklavten wirksam unterwandert wurde. Von ihren kulturellen Ursprüngen getrennt, haben die Verschleppten mit Synkretismus auf sprachlichem, religiösem oder musikalischem Gebiet gleichsam Spuren gelegt für eine kreolische Gesellschaft. Dennoch bedurfte es eines langen und mühevollen Ringens um Anerkennung und Aufwertung des unter der Sklaverei gewaltsam unterdrückten, nichtsdestoweniger aber einflussreich gebliebenen afrikanischen Kulturerbes.

Der Prozess der Kreolisierung sei demnach als ein stetiger Versuch der Rekombination einzelner Elemente und Spuren der durcheinander gewürfelten Traditionen zu einer neuen, für alle gültigen Kultur zu verstehen, und zwar ohne dass dabei der einen Priorität vor anderen eingeräumt wird und auch ohne dass das variantenreiche Ergebnis eine totalisierende Universalität beansprucht. Denn es handle sich nicht etwa um den viel beschworenen amerikanischen Schmelztiegel, in dem unterschiedliche Ursprünge in einer neuen Einheitlichkeit aufgehen sollten, sondern um variable Überschneidungen unterschiedlicher Traditionen, die deswegen die ursprünglichen Sitten und Gebräuche, denen Elemente entlehnt wurden, nicht außer Kraft setzen, sondern fortbestehen lassen. Charakteristisch für kreolisierte Kulturen sei entsprechend nicht etwa strikte Einheitlichkeit, sondern komplexe Vielfältigkeit und Variantenreichtum. Denn der diversifizierende Prozess der Rekombination und Hybridisierung sei nie ein für allemal abgeschlossen, sondern zeitige wachsende Komplexität.

Wurde der Terminus des Kreolischen zunächst vor allem linguistisch verstanden, als eine aus Elementen unterschiedlicher Herkunft entstehende Verkehrssprache, so lässt sich das synkretistische Prinzip jedoch ebenso auf anderen Gebieten sozialer Organisation und deren Ausdrucksformen wie Musik, Religion etc. beobachten und bezieht sich demnach im weiteren Sinn auf die Kreation hybrider Kulturen. – Trotz ihres unbestrittenen Werts im Umgang der durch europäischen Kolonialismus gewaltsam vereinten Völker und ihrer verbindlichen Durchdringung des kreolischen Alltags seien Überschneidung und ambivalente Rekombination unterschiedlicher Kulturelemente von den kolonialen

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

Machthabern und Vertretern dominanter europäischer Kultur in bezeichnender Weise mit Missbegehren und Geringschätzung betrachtet und hartnäckig als Verunreinigung oder Bastardisierung von Kulturen verurteilt worden, die durch die Vermischung ihrer Authentizität verlustig gingen. Bis heute ständen hybride Kulturen, aller Komplexität und Innovationskraft zum Trotz, im Verruf des Verfälschten, Trivialen, Illegitimen, weil sie sich nicht den rigiden Maßstäben des Hergebrachten fügen.

Entgegen aller Vorbehalte und Widerstände ließe sich der Prozess der Kreolisierung derzeit, wie Glissant meint, in globalem Maßstab beobachten. Denn im Zuge von einerseits weltumspannenden Migrationsströmen und andererseits wirtschaftlicher Globalisierung treten überall, aber insbesondere in den Metropolen sowie den bevorzugten Urlaubsgebieten, Vertreter unterschiedlicher und vorher räumlich distanzierter Kulturen in nie da gewesener Weise in Kontakt. Das Durcheinander von Kulturen ruft brodelnde, chaotisch anmutende Reaktionen hervor: sowohl der Vermischung und Neuordnung im Sinne einer Kreolisierung, die gleichsam von den Archipelen der Peripherie auf die Metropolen der Kontinente Amerika und Europa übergreift, als auch der verzweifelten Abwehr, Abschottung, Unterdrückung dieser unabsehbaren und schwer zu steuernden Veränderung. Je mehr der Prozess der Kreolisierung um sich greift, desto heftiger formieren sich auch Widerstände und Abwehrmaßnahmen, die eine überkommene Ordnung der Dinge und hergebrachte Privilegien verteidigen. Denn mit kultureller Vermischung verbindet sich implizit die Befürchtung einer tief greifenden strukturellen Umwälzung: Machthaber und Administratoren befürchten ein unregierbares Chaos, der kleine Mann sieht soziale Vorrechte gegenüber Zuwanderern bedroht.

Nicht zuletzt geformt durch koloniale Expansion, zeige sich abendländische Denkweise stark vom Konzept des Baums bestimmt und wird von Glissant auch als kontinentales (im Unterschied zu archipelischem) Denken bezeichnet. In charakteristischer Weise überzeugt vom Vorrang des Eigenen, erweise sie sich kultureller Vermischung abhold und beharre stattdessen auf einer unzweideutigen Rangfolge der Ethnien, auf Reinerhaltung der Rasse, Blutrecht sowie auf der Bekehrung und Angleichung der subordinierten an die dominante Kultur. Infolge euro-amerikanischer Prädominanz werde auch die Globalisierung vorwiegend zu einer totalisierenden „Identitätsmaschine“ kultureller Vereinheitlichung und Standardisierung unter Maßgabe des euro-amerikanischen Vorbilds. Konsequenz des Konzepts ausschließlicher Legitimitätsansprüche sei unweigerlich eine



## *Hybridisierung und Theoriebildung*

antagonistische Polarisierung der beteiligten Nationen und Ethnien, die in stete Rankämpfe verwickelt seien. Kontinuierliche Krisen bedrohten die internationale Gemeinschaft mit Segregation, genährt von einer wachsenden Kluft zwischen einem reichen Norden und einem ausgebluteten Süden, diszipliniert von stetem Druck auf Assimilation und flankiert von Einwanderungsbeschränkungen und ethnischen Säuberungen.

In Anbetracht der Tatsache, dass das Konzept des Baums nicht mehr dem Stand internationaler Vernetzung entspreche und sogar inkompatibel mit einer deutlich komplexeren, transnationalen Realität sei, die von dem Streben nach einer rigiden, beherrschbaren Ordnung empfindlich beeinträchtigt werde, dürfe die aktuelle Suche nach einer globalen Weltordnung nicht allein und nicht einmal vorwiegend der dominanten euro-amerikanischen Maßgabe überlassen werden. Vielmehr müsse deren Anspruch auf exklusive Legitimität und totalisierende Festlegung globaler Spielregeln subvertiert werden. Um die drohende Polarisierung in ethnische Gegensätze und perpetuelle Auseinandersetzungen zwischen zersplitterten Kulturen zu vermeiden, müsse unbedingt von exklusivistischen Konzepten Abstand genommen werden, die einigen Vorrang zusprechen und allen anderen Assimilierung aufdrängen. Dies gilt Glissant zufolge ebenso für die Strategie des Widerstands: Militanz unter Abschottung und Rückzug auf absolut gesetzte eigene Traditionen und Verfahrensweisen reproduziere bei aller berechtigten Widersetzlichkeit die repressive Strukturierung, die es zu bekämpfen gelte, und mache gerade die glühendsten Verächter westlicher Dominanz implizit zu Komplizen bei der Unterdrückung von Überschneidungen.

Eine sich abzeichnende Kreolisierung in globalem Maßstab beinhalte dagegen insofern eine hoffnungsvolle Perspektive auf ein verändertes, transnationales Miteinander unterschiedlicher Ethnien und ihrer Kulturen, als die Struktur des Baums, die nur Angleichung oder erbitterte Gegnerschaft der Beteiligten zulässt, wirksam unterwandert werde, indem von der persönlichen Freiheit auf kritische Selektion kultureller Elemente sowie deren Abwandlung und hybride Zusammenstellung neuer Lebensstile Gebrauch gemacht werde. In Konsequenz einer sozialen Adaption von Individuen an unterschiedliche Traditionen würden Überschneidungen gepflegt und ambivalente Zugehörigkeiten geschaffen, die – kollektiv besehen – vernetzten Identitäten Gestalt verliehen. Eine nachhaltige Globalisierung (die über kurzfristige Vorteilnahme weniger Privilegierter hinaus Bestand haben könne) lasse sich nicht

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

als Baum, sondern nur als Wurzelgeflecht, als Rhizom unterschiedlicher Ursprünge ohne zwanghafte Eindeutigkeit von Herkunft und Zugehörigkeit denken.

Neben der Metapher des Rhizoms, mit der er auf poetische Weise eine andere Denkweise suggeriert, die implizit dem strukturellen Konzept des Halbverbands entspricht, lässt sich Glissant explizit von philosophischen Impulsen der Chaosforschung inspirieren, auch wenn er dabei ähnlich metaphorisch bleibt. Was er aufgreift, ist, dass sie ein neues Verständnis einer Welt im Umbruch vermittelt, indem chaotisch anmutende Prozesse fern stabilen Gleichgewichts als Stimulus für den Entwurf komplexerer Organisationsformen begriffen werden. Insofern gebe sie Anlass, ein politisches Verständnis von Chaos zu überdenken, das in der Regel strikten Präventionsmaßnahmen Vorschub leistet. Denn der Unabsehbarkeit und Undurchsichtigkeit (Glissant spricht in diesem Zusammenhang gern von *opacité*) erratischer Prozesse werde im Licht neuer Erkenntnis eine innere Logik und damit gewisse Berechtigung zugesprochen.

Wenn er der Metapher des Rhizoms zentrale Bedeutung für die Strukturierung einer global kooperierenden Menschheit einräumt, so nicht zuletzt deshalb, weil sie entfernt davon sei, nur eine abstrakte Theorie darzustellen, sondern vielmehr ein von einer überwältigenden Zahl Entwurzelter überall auf der Welt vorgedachter und erprobter Ansatz, Gegensätze und Unvereinbarkeiten durch komplexere Organisationsformen zu überwinden. Nicht etwa an Mitgefühl oder Toleranz appelliere ihr Beispiel, sondern es plädiere überzeugend für die Gestaltung einer Welt, in der Vielfalt und Unterschiedlichkeit Platz finden. In den Metropolen der Welt, und nicht zuletzt den europäischen, die zu einer Zuflucht kultureller Vielstimmigkeit würden, formierten sich derzeit in erhöhtem Maße transkulturelle Überschneidungen und proliferiere eine Kreolisierung, die anregend für den Prozess der Globalisierung wirken könne.

Da nach Glissants Beobachtung ein strukturbildendes Prinzip, das Überschneidungen zulässt, eher im losen Verbund von Inseln zustande kommt als auf Kontinenten, die die Neigung zu einer abgrenzenden, totalisierenden Raumordnung verstärkten, bezeichnet er es auch als „archipolisches Denken“, das auf die Metropolen übergreift und zunächst die Diasporen von Migranten erfasst und vernetzt. Implizit rückt er damit auch das Beispiel einer kreolisierten Karibik in den Brennpunkt, die die Aufgabe habe, „zu einer Welt zu sprechen, die im Begriff stehe, sich zu kreolisieren“.

Für signifikant erklärt er jedoch nicht allein die beispielgebende Botschaft

## *Hybridisierung und Theoriebildung*

karibischer Kreolisierung. Da Glissant Kulturschaffen und insbesondere Literatur als ideologiebildend versteht, misst er künstlerischer Imagination allgemein eine richtungsweisende Funktion zu: Die Imagination von Künstlern und vor allem Erzählern sei im Stande, gleichsam zu einem Schrittmacher gesellschaftlicher Veränderung zu werden, wenn sie entsprechende Impulse gebe. Mit Blick auf die propagierte Veränderung der Denkweise im Sinn einer globalen Ordnung, die kulturelle Überschneidungen und Hybridisierung zulässt und befürwortet, regt er Autoren daher nachdrücklich zu einer Poetik an, die wechselseitige Beziehungen zwischen Kulturen thematisiert und speziell die aktuellen Prozesse transkultureller Diversifikation und Kreolisierung ins allgemeine Bewusstsein rückt.

Mit Blick auf den analysierten Diskurs wird deutlich dass zumindest karibische Schriftsteller, insoweit sie karibische Migration in europäische Metropolen behandeln, seinem Aufruf bereits zuvorgekommen sind. Denn, wie bereits angeführt, wird seit dem Einsetzen substanzieller Migration nach dem Zweiten Weltkrieg darin eine rhetorische Tendenz absehbar, die auf jene Vermischung von Kulturen konvergiert, die Glissant in seiner Theorie der Kreolisierung der Welt aufgreift und zum Paradigma symmetrischer Globalisierung stilisiert. Sein Verdienst besteht nicht nur darin, mit der Bezeichnung Kreolisierung einen bildhafteren Begriff als Hybridisierung geprägt zu haben, der mit dem karibischen Beispiel von der Vereinbarkeit kultureller Unterschiede in Zusammenhang steht und eine historische Dimension des angeregten Prozesses suggeriert, sondern auch das Konzept der Subversion einer beschränkenden Ordnungsvorstellung zu einer im Sinne kulturellen Pluralismus notwendigen und global erforderlichen Adaptionstrategie zu erklären.

### **3.2.6 Konklusion**

Es wurde versucht zu zeigen, dass Texte karibischer Autoren, die seit Ende des Zweiten Weltkriegs die Migration nach Europa thematisiert haben, untereinander in einem diskursivem Zusammenhang stehen, der in kritischer Weise ins Wirklichkeitsverständnis ihrer Leser eingreift. In signifikanter Konvergenz werden in London wie Paris sowohl desillusionierende Erfahrungen beschrieben als auch Möglichkeiten eruiert, sich auf ein von europäischer Seite latent hostiles Verhältnis einzustellen und mit einer durch kulturelle Anpassung kaum überwindbaren

## *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

Stigmatisierung umzugehen. Die überwiegend als literarische Fiktion konzipierten Texte nehmen auf einander Bezug, indem die vermittelte Perspektive von nachfolgenden implizit ergänzt, korrigiert oder aktualisiert wird, und ermöglichen so, konvergierende Perspektiven und gemeinsame Argumentationslinien zu abstrahieren, um eine diachronische Entwicklung des Diskurses zu verfolgen. Mit der Reflexion sozialer Verhältnisse sowie den daraus hervorgehenden ideologiebildenden Impulsen nehmen sie – über die internen Wechselbeziehungen als ästhetische Literaturprodukte hinaus – auch maßgeblich Einfluss auf die Theoriebildung.

Wenn literarische Fiktionen auch nicht als objektive Repräsentation der geschilderten Verhältnisse gelten können, so werden zentrale Beobachtungen und Argumentationslinien, die im Vergleich der Texte durch wiederkehrende und übereinstimmende Beschreibung Gewicht erhielten, in objektivierenden Untersuchungen bestätigt und im theoriebildenden Diskurs aufgegriffen und generalisierend weiter entwickelt. Indem literarisch vielfach vorweg genommen wird, was erst allmählich und kumulativ ins allgemeine Bewusstsein dringt, erweist sich der Diskurs karibischer Autoren über Migration nach Europa – aller Fiktionalisierung der Texte zum Trotz – als vergleichsweise glaubwürdige, sensible und differenzierte Widerspiegelung der karibisch-europäischen Kontaktsituation in europäischen Metropolen, nicht nur imstande Blindstellen europäischer Selbstwahrnehmung zu erhellen, sondern auch Wege der Einstellung zu suggerieren, um ein von Einseitigkeit belastetes Verhältnis symmetrisch zu gestalten. – Wenn ich vergleichsweise sage, so denke ich kontrastierend speziell an die umgekehrte Perspektive, die der europäische Diskurs über karibische Verhältnisse und Kontaktsituationen vermittelt, wie er sich vorwiegend in einer proliferierenden Reiseliteratur präsentiert, der meine vorangehende Analyse galt.<sup>12</sup> Im Unterschied zur fiktionalisierenden Behandlung von karibischer Migration nach Europa beanspruchen die Beschreibungen von europäischen Reisenden vorwiegend, dokumentarisch zu sein. Das vermittelte Bild einer exotischen Fremde erweist sich jedoch insofern weitgehend als Fiktion, als es eher vorgefasste Überzeugungen widerspiegelt als fremde Verhältnisse. Das Interesse an Vertretern anderer Rasse und Kultur erscheint in aller Regel distanzierend und ein Verständnis für sie von vornherein davon begrenzt, ihre Unterordnung zu

---

<sup>12</sup> vgl. Chris von Gagern, *Reisen in die Karibik. Wie sich Kontakt mit anderer Kultur in Reisebeschreibungen darstellt* (1994).

### *Hybridisierung und Theoriebildung*

legitimieren. Trivial vereinfachend und stereotyp werden vorwiegend vermeintliche Gegensätze zwischen Europäern und Außereuropäern festgeschrieben und eine Ideologie der Bemächtigung und Verwertung gestützt. Wenn bei Essed, Hall oder Glissant die kritische Einschätzung vorgebracht wird, dass abendländische Denkweise über andere Rassen und Kulturen im Zuge Jahrhunderte andauernden Kolonialismus eine starke Voreingenommenheit für das Ordnungsprinzip des Baums entwickelt hat, so erscheint die Behauptung im Licht europäischer Selbstzeugnisse durchaus gerechtfertigt.

Entgegen aktuellem europäischem Selbstverständnis, soziale Ungleichheit mit der Dekolonisierung überwunden zu haben, geht aus den literarischen Schilderungen karibischer Migration hervor, dass auch in den internationalisierten europäischen Metropolen die soziale Interaktion mit rassistisch oder kulturell als fremd Stigmatisierten in nachhaltiger Weise von Xenophobie belastet ist. Bestätigt wird dies durch die zitierten objektivierenden Betrachtungen. Im Licht, etwa von Esseds Untersuchung über Alltagsrassismus erscheinen die literarischen Darstellungen sogar eher zurückhaltend und differenzierend als polemisch übersteigert, was die vielfältigen Varianten von Diskriminierung und ihre verunsichernden bis Hass schürenden Wirkungen betrifft. Obgleich zumeist auf subtilere Weise als vormalig in den karibischen Kolonien, wird eine pluralistische Vielfalt von Kulturen in komplexer Überschneidung, wie sie nicht nur in London und Paris mehr und mehr den sozialen Alltag prägt, zwar vorgeblich geduldet, aber insgeheim wirkungsvoll im Sinne fortbestehender eurozentrischer Überzeugungen hintertrieben und Gleichstellung oder gar kulturelle Vermischung latent boykottiert. Das implizite Festhalten an einem zu Kolonialzeiten entwickelten Muster erscheint darauf gerichtet, europäische Vormacht und Privilegien zu bewahren, selbst wenn dafür anwachsende ethnische Konflikte in Kauf zu nehmen sind. Es erweist sich in verschleierter Form nicht nur weiterhin wirkungsvoll, sondern erfährt im Zuge von Globalisierung und einer vielfach als Bedrohung empfundenen Einwanderung von Außereuropäern eine Revitalisierung in Form von vermehrten Tendenzen antagonistischer Polarisierung und ethnischer Abschottung. Angesichts dieser Entwicklung werden Probleme sozialer Segregation sowie rassistischer und kultureller Konfrontationen auch in europäischen Metropolen zukünftig wahrscheinlicher als eine vorgesehene Integration von Fremden unter Maßgabe ihrer kulturellen Assimilation. – Wenn Rassismus in London als leichter durchschaubar beschriebenen wird und dies mit

## *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

der Formation ausgeprägteren kollektiven Widerstands und Ansätzen zur Selbstorganisation auf Seiten der Betroffenen koinzidiert, während stärker verschleierte Ressentiments in Paris die Protagonisten eher zur Verzweiflung treiben, so erläutert dies umgekehrt beredt Esseds These, dass Tabuisierung von Rassismus selbst zum Bestandteil einer optimierten rassistischen Strategie geworden ist.

Als Konsequenz der geschilderten sozialen Ungleichheit resultiert bei karibischen Autoren eine durchaus konstruktive Kritik. Zur Überzeugungskraft der Darstellungen trägt wesentlich bei, dass sie keineswegs ausschließlich europäische Missstände denunzieren, sondern ebenso kritische Selbstreflexion beinhalten. Sowohl gegen fügsame Assimilation als auch gegen polarisierende Selbstabgrenzung in Antwort auf europäische Xenophobie gerichtet, lässt sich die kritische Perspektivierung verallgemeinernd auf den Nenner bringen, dass eine Denkweise im Brennpunkt steht, die versucht eine komplexe und gelegentlich chaotisch anmutende ethnische Vielfalt in europäischen Metropolen hartnäckig nach einem übersichtlichen und beherrschbaren Schema zu gliedern. Unter mathematischen Gesichtspunkten, die von Christopher Alexander beispielhaft erläutert wurden, lässt sich die Denkweise als eine Strukturierung von Mengen identifizieren, die Überschneidungen bei der Kategorisierung von Elementen ausschließt und mit dem Terminus „Baum“ bezeichnet wird. Kontrastiert wird damit ein anderes Prinzip, eine Ansammlung von Mengen zu strukturieren, das Überschneidungen und damit Ambivalenz zulässt und als „Halbverband“ bezeichnet wird. Beide stehen nicht etwa in striktem Gegensatz zueinander, sondern letzterer ermöglicht ein vielfach komplexeres Organisationsmuster, im Vergleich zu dem der Baum trivial vereinfacht erscheint. – In den analysierten Texten werden die metropolitenen Verhältnisse zweifellos differenzierend und als von Überschneidungen charakterisiert geschildert, jedoch von einer diesen Realitäten hartnäckig oktroyierten trivialisierenden Denkweise in klaren Gegensätzen beeinträchtigt, die zu ethnischer Polarisierung und Segregation führt. Alexander erklärt die besondere Verlockung des geistigen Kunstgriffs, der es erlaubt, eine unübersichtliche Komplexität auf eine klare und eindeutige Ordnung zu reduzieren, mit der Beschränktheit menschlichen Geistes. Sein Fazit besagt jedoch, dass es unerlässlich sei, sich am strukturbildenden Prinzip des Halbverbands zu orientieren, wenn es um die Konzeption von „Behältern für Leben“ gehe. Denn mit dem Prinzip, Überschneidungen auszuschließen oder zu beschränken, tausche man nicht nur strukturelle Vielfalt und Reichhaltigkeit gegen

## *Hybridisierung und Theoriebildung*

imaginäre Einfachheit und übersichtliche Ordnung, sondern begünstige auch Polarisierung, Auseinandersetzung und Segregation. – Die Folgerung koinzidiert insofern mit dem Tenor des Diskurses, als dort eine subversive Strategie des Umgangs mit den unwirtlichen Verhältnissen suggeriert wird, die durch selektive und ambivalente Adaption unterschiedlicher Traditionen kulturelle Hybridisierung betreibt.

Wenn ich mathematische Termini zur inhaltlichen Interpretation eines literarischen Diskurses heranziehe, so wird dies nicht zuletzt von karibischen Kulturtheoretikern angeregt. Denn der Rekurs auf Chaostheorie oder Kombinatorik findet sich explizit bei Benítez Rojo und Glissant, und – wie ich zu zeigen versuche – implizit auch bei Hall und Gilroy. Übereinstimmend versuchen sie damit, die Argumentation für eine kulturell pluralistische Sozialarchitektur nicht allein auf eine aktuelle Philosophie der Postmoderne zu gründen, die gelegentlich den Eindruck von kultureller Pluralisierung als eines im Zeitgeist begründeten Automatismus erweckt und zumindest von Gilroy in der veranschlagten Periodisierung eher als prophetisch denn begründet kritisiert wird. Wenn Hall den scheinbar widersprüchlichen Zusammenhang zwischen aktuellen Tendenzen der Globalisierung und einer gleichzeitigen Revitalisierung von Ethnizität erläutert, die er als eine Form lokalen Widerstands gegen einen Imperialismus in neuem Gewande deutet, dann unterscheidet er zwischen einem alten und einem neuen Konzept. Das alte weist Züge eines defensiven Exklusivismus auf und ist mit der Denkweise des Baums zu identifizieren, einerlei ob es sich um Verteidigung einer imaginär homogenen *Britishness* gegen eine Invasion außereuropäischer Migranten handelt oder um eine Wiederentdeckung fundamentaler kultureller Alterität von Migranten, mit der sie sich gegen verfügte Assimilation bei fortgesetzter Benachteiligung zur Wehr setzen. Das neue Konzept von Identität, ebenfalls motiviert davon, asymmetrische kulturelle Vereinheitlichung im Zuge einer euro-amerikanisch dominierten Globalisierung zu unterlaufen, ist bestimmt von Transkulturalität und weist mit der Befürwortung von Überschneidungen die Charakteristik des Halbverbands auf. Exemplifiziert wird dies an der westindischen Diaspora in England, die zunächst defensiv auf xenophobe Hostilitäten reagierte und dazu überging, eine breite Front militanten Widerstands von Stigmatisierten unter einem gemeinsamen Selbstverständnis als *Black* dagegen zu mobilisieren. Nicht zuletzt weil radikale Polarisierung die beschränkende Struktur, wie sie als unterdrückerisches Prinzip von Weißen bekämpft wurde, in Form von interner Disziplinierung zu reproduzieren drohte

### *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

und zu Auseinandersetzungen führte, finde man allmählich jedoch zu einer ambivalenten Adaptionsstrategie, die karibische Wurzeln mit einer Identität als *Black British* zu vereinbaren weiß. – Dieser Prozess ist in der analysierten Literatur minutiös nachzuvollziehen, wobei die interne Auseinandersetzung über einen Missbrauch der eingeforderten rassischen Solidarität zur Disziplinierung häufig an gewalttätigen Jugendgangs, militanten Parteien und fundamentalistischen Sekten exemplifiziert wird. Autorinnen lenken die Aufmerksamkeit zusätzlich vor allem auf sexistische Unterdrückung und nehmen dies zum Anlass, der Forderung nach weiblicher Selbstbestimmung Nachdruck zu verleihen, womit sie gleichzeitig für eine Anleihe bei europäischer Kultur und gegen strikte karibische Authentizität plädieren.

Gilroy trägt in diesem Zusammenhang den Einwand bei, dass der Übergang zu komplexeren Organisationsmustern sich nicht so ohne weiteres vollzieht wie es Vertreter postmoderner Philosophie gern suggerieren. Seiner kritischen Einschätzung zufolge weicht der für die Ära der Moderne kennzeichnende Ethnozentrismus keineswegs kampflos einem kulturellen Pluralismus, sondern erstarkt – angeregt von der polarisierten Kontroverse um Zuwanderung nach Europa – in reaktionärer Form bei Weißen wie Schwarzen. Wenn er sich mit seiner Warnung, dass unter Maßgabe einer vom rigiden Prinzip des Baums geprägten Denkweise der soziale Zusammenhalt in unüberbrückbare Gegensätze zu zerfallen drohe, explizit auch an die Diaspora wendet, so spricht er kritisch an, dass selbst wer unter den Auswirkungen leidet, nichtsdestoweniger der Verlockung einer übersichtlichen Strukturierung der Verhältnisse ausgesetzt ist. Er argumentiert damit nicht nur für kritische Selbstreflexion, was die schleichende Imitation oppressiver Strukturen im Zuge militanter Auseinandersetzung betrifft, sondern auch für eine Emanzipation vom Einfluss afroamerikanischer Vordenker, die asymmetrische Machtverhältnisse eher umzukehren als zu transformieren propagieren. Angesichts radikal afrozentrischer Forderungen nach rassischer Reinerhaltung und Tendenzen, kulturelle Vermischung als illegitim zu brandmarken, sieht er sich motiviert, Transkulturalisierung zu rehabilitieren. Indem er Beispiele für *Crossover* aus Musik und Literatur anführt, macht er deutlich, dass dadurch weder kulturelle Besonderheit noch das mühsam errungene Selbstbewusstsein von Schwarzen kompromittiert werde, sondern vielmehr bereichert. Sein Plädoyer für ein Doppelbewusstsein und kulturelle Ambivalenz als angemessene Antwort auf Rassismus, weil so das Konzept Rasse nicht bestätigt, sondern transformiert wird, konvergiert mit der propagierten



## *Hybridisierung und Theoriebildung*

Adaptionsstrategie karibischer Literaten, in deren Diskurs narrativ eine Ideologie hybrider Identitätsfindung und subversiver Kulturvermischung entwickelt wird, die der Existenz in der Metropole in spezifischer Weise gerecht wird. Der Umstand, dass sie sich dazu motiviert sehen, rhetorisch darauf hinzuwirken, weist implizit natürlich auch darauf hin, dass sich eine Entwicklung in diesem Sinn in der Londoner oder Pariser Diaspora nicht von selbst versteht.

Indem Glissant die angeregte kulturelle Hybridisierung als Prozess der Kreolisierung deutet, bringt er ihn mit synkretistischen Traditionen in der Karibik in Zusammenhang, denen er bahnbrechende Bedeutung für eine symmetrische Globalisierung zuspricht. Kulturen werden dabei nicht der Angleichung an einen von den Hegemonialmächten vorgegebenen Standard unterworfen, sondern beeinflussen sich gegenseitig und lassen aus den Überschneidungen neue Varianten hervorgehen, die für Vertreter unterschiedlicher Kultur akzeptabel sind, ohne dass deswegen die eine von der anderen absorbiert oder ausgelöscht wird. Wenn er für den vernetzten Verbund von Kulturen in einer sich kreolisierenden Welt die Idee eines Rhizoms als grundlegend veranschlagt, so ist darin unschwer eine Metapher für die Struktur eines Halbverbands auszumachen. – Die Bezeichnung Kreolisierung pointiert gleichzeitig auch treffend die im literarischen Diskurs karibischer Autoren propagierte Adaptionsstrategie, die vorausseilend Glissants Kriterien einer „*poétique de la relation*“ erfüllt und das von ihm angeführte „archipelische Denken“ unter Beweis stellt. Denn in der Anregung zur Rückbesinnung auf karibische Traditionen in Kombination mit einer kritisch selektiven und ambivalenten Einstellung auf die latent von Xenophobie geprägten Verhältnisse in europäischen Metropolen, ist durchaus eine Fortsetzung des Prozesses der Kreolisierung zu erkennen. Die Rekombination von Elementen unterschiedlichen Ursprungs setzt ein Verständnis von Kulturen als vereinbar voraus, wie es für karibische Kreolität bezeichnend ist. Subversiv erscheint dies nur in dem Sinn, dass eine vorherrschende Denkweise ausgehöhlt wird, die Überschneidungen der unterschiedenen rassistischen wie kulturellen Kategorien nicht vorsieht und statt dessen strikt auf kultureller Assimilation besteht. Die Furcht vor dem Chaos wird dadurch entkräftet, dass der propagierte Synkretismus (bei aller Unvorhersehbarkeit der resultierenden Diversifizierung und Vermischung) nicht etwa eine Verminderung der bestehenden Ordnung bedeutet, sondern eine Erhöhung im Sinn eines komplexeren strukturbildenden Prinzips, das der sozialen Realität der Metropolen entspricht. Narrativ wird dies detailreich exemplifiziert.

## *Plädoyer für kulturelle Hybridisierung*

Karibische Autoren erweisen sich in dem analysierten literarischen Diskurs über Migration nach Europa gleichsam als Experten für die Vereinbarkeit unterschiedlicher Kulturen, auch wenn von europäischer Seite wenig Entgegenkommen erkennbar ist. Anknüpfend an die Kreolisierung in der Karibik bringen sie richtungsweisende Anregungen für eine kulturelle Hybridisierung in Europa und ein komplexeres, pluralistisches Organisationsmuster ein, das über europäische Gesellschaften hinaus für einen globalisierten Verbund von Ethnien Gültigkeit beanspruchen kann. Der Ansatz, die Rigidität einer notorisch Konflikt erhaltenden Denkweise durch Kreolisierung zu überwinden, eröffnet zweifellos hoffnungsvollere Perspektiven als eine zuspitzende Polarisierung kultureller Differenzen mit der Konsequenz von sozialer Segregation und militanter Konfrontation. Im Laufe des Diskurses ändert sich die Perspektive auf karibische Diasporen in Europa quasi von einem Problemfall kultureller Entwurzelung zu Schrittmachern einer Kreolisierung, die Rückwirkungen auf ihre Ursprungsorte und darüber hinaus verbuchen kann. Kulturschaffen wird hier als Möglichkeit propagiert, eingeschliffene gesellschaftliche Verfahrensweisen zu modifizieren, und von den Autoren in dem Diskurs wirkungsvoll in Szene gesetzt. Ihre Kritik ebenso wie ihre Anregungen erscheinen umso beherziger, als glaubwürdig demonstriert wird, dass von der propagierten Transkulturation nicht etwa eine Einbuße sondern wechselseitig bereichernde Entwicklungsimpulse ausgehen.